

www.e-rara.ch

Karawanen-Reise in Sibirien

Kisak, Tamai

Berlin, 1898

ETH-Bibliothek Zürich

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-135963>

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

TAMAL

Karawanen Reise
in Sibirien



東亞主筆玉井喜作著

ETHICS ETH-BIB



00100002365761

810,055

*Schenkung
des
Vulkaninstituts
Immanuel Friedländer*

8996



Rear 32776

Journal Friedländer

Karawanen-Reise in Sibirien

von

Kisak Tamai

aus Japan

西比利亞
征伐紀行



Der Verfasser in Reisetracht.

大日本
玉井喜作著
附錄
百年前日本人西比利亞
經由世界周遊紀行

Mit Anhang:

Weltreise mehrerer Japaner über Sibirien vor 100 Jahren.

BERLIN 1898.

Verlag von Karl Siegmund.



Handwritten text at the top of the page, possibly a title or header, in a cursive script.

Alle Rechte vorbehalten.



Vorwort.

Im Jahre 1892 trieb mich mein Wissensdurst aus meinem lieben Vaterlande in die weite Welt. Europäische Kultur und insbesondere den Welt-handel wollte ich an der Quelle studieren. Aber nicht die alltäglichen Wege über Indien oder Amerika habe ich eingeschlagen, nicht den bequemen, von so vielen heut zu Tage benutzten Salondampfer bestiegen, sondern von Anfang an bis zum Schluss allein, mein Reiseziel Berlin, das Herz Europas, unentwegt im Auge behaltend, bin ich über Sibirien und Russland gewandert; bald zu Schiffe, bald in den pfeilschnellen Tarantass,*) bald auf Schusters Rappen, bald mit dem schnaubenden Dampfross, bald in nur allzugemächlichem Tempo im Karawanenschlitten. Vom Hockaido (der Insel Jeso) aus ging es quer durch Japan bis zu dem historisch bedeutsamen Shimonoseki, in meiner Heimatsprovinz,

*) So fuhr ich von Tomsk bis Krugan (ca. 1400 km) in einer solchen in 6½ Tag.

die ich am 17. November 1892 verliess; weiter über Korea nach Wladiwostok und dann schliesslich über Sibirien und das europäische Russland bis an die Ufer der Spree, wo ich am 26. Februar 1894 wohl behalten anlangte. Gegen 20000 km habe ich auf der Reise, die also etwa $1\frac{1}{2}$ Jahre währte, zurückgelegt. Mit am interessantesten, aber auch am anstrengendsten und schwierigsten auf der ganzen Reise war die ca. 1800 km lange Strecke von Irkutsk bis Tomsk, die ich im Karawanenschlitten bei eisiger Kälte (— 20 bis — 50° C.!) und mit nur kurzen Ruhepausen in 30 Tagen zurückgelegt habe. Diese eigenartige Fahrt schildert nach meinen Tagebuchblättern in aller Kürze dieses Buch, zu dessen Veröffentlichung mich wiederholt zahlreiche Freunde und Bekannte gedrängt haben und das vielleicht auch in weiteren Kreisen wegen seiner Originalität Interesse erwecken dürfte.

Im Anhang gebe ich auszugsweise die Beschreibung einer Weltreise wieder, die einige meiner Landsleute vor 100 Jahren unternommen, da diese ihr Weg auch durch Sibirien geführt hat.

Berlin, den 10. Dezember 1897.

Kisak Tamai

aus Mitsui-Mura, Yamaguchi-Ken (Chōshū), Japan.

Verkehrswesen in Sibirien.

Bevor ich meine eigene Reise mit einer Theekarawane zwischen Irkutsk und Tomsk (1555 Werst = etwa 1800 Kilometer) im Winter 1893/94 schildere, will ich in aller Kürze einen Blick auf den gesamten sibirischen Theetransport werfen.

Der meiste chinesische Thee kommt in Hankou in den Handel. Er geht zunächst den gewaltigen Yangtsekiang hinab nach Shanghai und von da auf dem Meere über Nagasaki und Wladiwostok nach Nikolajewsk an der Mündung des Amur. Diese Strecke beträgt zusammen rund 3000 Seemeilen. Dann wird der Thee den mächtigen Amur hinauf über Chaborowsk und Blagowjeschtschinsk bis nach Streschtschinsk an der Schilka, einem Nebenfluss des Amur, geschafft. Bis hierher, wo der Dampferverkehr endet, werden auf dem Amur 3000 und auf der Schilka 350 Werst zurückgelegt. Die Dampfer, welche in diesem Stromgebiet verkehren, gehören der Amur-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, dem Hamburger Kaufherrn Dieckmann und einigen russischen

Kaufleuten an. Alles in allem mochten es damals etwa 50 Dampfer sein. *)

Von Ende Oktober oder Anfang November bis Ende April oder Anfang Mai ruht natürlich dieser ganze Schiffsverkehr wegen des Eises.

In Streschtschinsk beginnt der Theetransport zu Lande. Die Theekarawanen reisen über die Stadt Nertschinsk an der Nertscha und die Hauptstadt der Provinz Transbaikalien Tschita an der Ingoda, bis nach Werchne-Udinsk, wo sich die Uda in den Selengafluss ergiesst. Diese Theekarawanen verkehren das ganze Jahr hindurch, obwohl der Weg zwischen Streschtschinsk und Tschita (370 Werst)

*) Zur Ergänzung des oben Gesagten sei ein Bericht angefügt, welchen der General-Lieutenant Vicomte Soroku Kawakami, der Vizechef des Kaiserlich japanischen Generalstabes, gelegentlich seiner im Sommer 1897 ausgeführten Reise über Wladiwostok nach Blagowjeschtschinsk dem japanischen Generalstabe eingereicht hat. Es heisst darin:

„Von Chaborowsk aus gebrauchten wir 6 Tage und 6 Stunden, um nach Blagowjeschtschinsk zu gelangen. Wir benutzten auf dieser Reise einen der grössten Dampfer, welcher den Amur befährt. Dieser Dampfer hat bei 5 Fuss Tiefgang und 600 Pferdekraften eine Länge von 90 m und eine Breite von 20 m. Er ist Eigenthum der „Amur-Post- und Handelsdampfschiffahrts-Gesellschaft“. Vor zwei Jahren gegründet, hat diese Gesellschaft jetzt bereits 22 Schiffe in Dienst gestellt. Eine zweite Gesellschaft unter dem Namen „Amur-Dampfschiffahrtsgesellschaft“ theiligt sich mit 18 Schiffen an dem Handel auf dem Amur. Rechnet man 70 Dampfer hinzu, welche Privatleuten gehören, so ergibt sich zur Vermittlung des Verkehrs auf dem Amur die stattliche Anzahl von 110 Schiffen. Zu erwähnen bleibt noch, dass die zuerst genannte Gesellschaft staatlich unterstützt wird.“

für den schlechtesten in ganz Sibirien gilt. Transporte auf dieser Strecke (Streschtschinsk—Werchne-Udinsk) — etwa 815 Werst — brauchen wenigstens 30 Tage und kosten per Pud (1 Pud = 40 russ. Pfund = 16,38 Kilo) über 1 Rubel, während die Fracht zwischen Irkutsk und Tomsk (1555 Werst) trotz des fast doppelten Weges nur 25 bis 30 Tage braucht und per Pud gewöhnlich nur 1 Rubel 25 Kopeken kostet.

Mit Karawanen, sagte ich vorhin, wird der Landtransport ausgeführt. Nur stelle man sich nicht solche Karawanen vor, wie die, welche die Wüsten Sahara und Gobi durchqueren. Denn es giebt in Sibirien keine Kameele, die die Lasten tragen, sondern Pferde ziehen im Sommer Wagen, im Winter Schlitten, die mit den Waaren bepackt sind. (Kameelkarawanen habe ich überhaupt nicht in Sibirien, sondern erst im europäischen Russland und zwar im Februar 1894 auf der gefrorenen Wolga bei Samara erblickt.) Im Sommer ist der Transport bei weitem schwieriger, weil sich dann alle Wege in einem geradezu entsetzlichen Zustande befinden, wogegen im Winter eine wohlthätige Schneeschicht alle Unebenheiten ausfüllt und so eine glatte Bahn für die Schlitten schafft. Während die Karawanen deshalb im Winter stündlich etwa $3\frac{1}{2}$ Werst zurücklegen (zwischen Streschtschinsk und Werchne-Udinsk wegen des ganz besonders schlechten Weges allerdings nicht ganz so viel), kommen sie im Sommer ganz bedeutend langsamer vorwärts.

Eine Karawane besteht gewöhnlich nur aus 50—70, doch wenn sie sehr gross ist, mitunter so-

gar aus 200—300 Schlitten oder Wagen. Ich reiste mit einer schon ganz stattlichen Karawane, denn sie umfasste 225 Schlitten. Die Schlitten oder Wagen sind immer zu je fünf aneinander gebunden, doch wird jeder einzelne von einem Pferde gezogen. Dagegen ist immer nur der erste von den fünf verbundenen Schlitten mit einem Kutscher besetzt. Auf je zehn Pferde kommt gewöhnlich ein frei mitgeführtes Reservepferd. Die Schlitten werden wegen der leichteren Beförderung mit grösseren Lasten beladen, als die Wagen. Ein Schlitten trägt in der Regel fünf in Ochsenhäuten verpackte Theeballen zu je 3—5 Pud.

Interessant war mir die Art der Fütterung der Pferde. Jeder Wagen oder Schlitten enthält hinten aufgepackt Heu und ein Fässchen Hafer, wovon das dahinter folgende Pferd auf dem Marsche frisst. Da das allererste Pferd kein Futter vor sich hat, so tritt in angemessenen Zeiträumen ein immer sehr rasch vollzogener Pferdewechsel ein. Die Verpflegung der Pferde ist also gewiss vorzüglich. Dafür zeigen die Thiere aber auch eine Ausdauer, die bewunderungswürdig ist, so dass wir in 30 Reisetagen auf einer Strecke von 1800 Kilometern nicht ein einziges Pferd verloren haben. Wie ich hörte, hat man diese Strecke zwischen Irkutsk und Tomsk oft sogar schon in 25 Tagen zurückgelegt, eine recht achtbare Leistung, wenn man bedenkt, dass die Karawane nur im Schritt ihres Weges zieht. An der Spitze, dem ersten Pferde voraus, marschirt immer ein von Zeit zu Zeit abgelöster Mann, dem

die Aufgabe zufällt, auf Gefahren des Marsches aufmerksam zu machen und zu verhindern, dass die Pferde in eine zu rasche Gangart verfallen und so zu rasch ermüden. Er stösst, wenn erforderlich, einen lauten Ruf aus, der vom nächstfolgenden Kutscher wiederholt und so fort bis an das Ende der Karawane getragen wird. Eine besondere Wachsamkeit ist auch nothwendig wegen der häufig genug vorkommenden räuberischen Ueberfälle. Die Strassenräuber pflegen sich an den letzten Schlitten heranzuschleichen, einzelne Ballen von ihm abzulösen, sie im Schnee zu begraben und erst später abzuholen. Noch schlimmer ist es unserer Karawane ergangen. Unbemerkt hatten sich die Räuber der Steppe an den letzten Kutscher herangeschlichen, ihn niedergeschlagen und in den Schnee geworfen und darauf einen ganzen Schlitten losgemacht, um ihn in Ruhe auszurauben. Aber rechtzeitig wurde der Diebstahl entdeckt, durch den Ruf anderer Kutscher wurde die ganze Karawane aufmerksam und einige blinde Schüsse befreiten uns von dem Raubgesindel.

Rast machen die Karawanen im Sommer, wo es gerade ist, wenn es nur da Wasser und Weide gibt. Selbst nachts und bei Regenwetter, das bei meiner Reise fast jede Nacht eintrat, rastet man unter freiem Himmel; bei Regenwetter nur in eine wollene Decke gehüllt, als einzigen Schutz gegen die Witterung. Es liegt auf der Hand, dass eine solche Nacht bei Sturm und Ungewitter unter freiem Himmel nicht zu den Annehmlichkeiten

zählt. Dazu kommt noch, dass, wenn man das Lagern unter freiem Himmel nicht gewöhnt ist, man ein Gefühl der Unsicherheit wegen der beute-lüsternen Räuber und Raubtiere nicht loszuwerden vermag.

Unvergesslich wird mir die eine Nacht bleiben, die ich, wie schon so manche andere, bei einer Sommerkarawane im Juli 1893 an dem Ufer der Nertscha zubrachte. Der Regen goss in Strömen vom Himmel, und ich suchte Zuflucht unter einem Wagen, doch gerieth ich dabei in eine grosse Wasser-lache, so dass ich wieder hervorkroch. Als der Regen schliesslich aufhörte, war ich im Begriff, einzuschlafen. Da erschreckte mich plötzlich ein eigenthümlich schnaubendes Geräusch, ich durchdrang mit meinen Augen die Finsternis und glaubte, einen Bären zu erkennen, der auf mich zuschlich. Ich drückte mich sofort platt auf den Boden, so schmutzig er auch war, in der Hoffnung, dass der Bär mich nicht beachten würde, zog aber dabei meinen Revolver, um mich im Nothfall zu vertheidigen. Das Untier kam immer näher und liess plötzlich ein lautes Brummen vernehmen. In diesem Augenblicke der grössten Todesangst erkannte ich plötzlich zu meiner unaussprechlichen Freude, dass der vermeintliche Bär — eine ganz gewöhnliche Kuh war. Die ganze Sache klärte sich auch am andern Morgen auf, da ich in nächster Nähe des Lagers eine grosse Viehweide erblickte. Der Lohn für meine ausgestandenen Todesqualen war das nicht enden wollende Gelächter meiner Reisegefährten, die

mich noch oft mit diesem nächtlichen Abenteuer neckten. So angenehm übernachtet man im Sommer in Sibirien.

Im Winter wird im Durchschnitt alle 30 bis 40 Werst in Dörfern, in dazu bestimmten Bauerngehöften — denn eigentliche Gasthäuser gibt es in sibirischen Dörfern nicht — gerastet und je nach dem auch übernachtet. Die Nachtruhe dauert aber immer nur 3—4 Stunden, nämlich nur so lange, bis jeder Kutscher gegessen und seine fünf Pferde besorgt hat. Dann geht es weiter. Zum Schlafen haben die Kutscher nur unterwegs Zeit; sie liegen dann auf den Theeballen ausgestreckt.

Auf unserer Reise von Irkutsk bis Tomsk (1555 Werst) rasteten wir 43 Mal, also kam durchschnittlich auf je $31\frac{1}{2}$ Werst eine Rast. Bei jeder Rast ist ein guter Theetrunk die Hauptsache. Ohne Thee giebt es für den Russen keine Ruhe, keine Behaglichkeit, kein Vergnügen. Der Verzicht auf den Thee würde ihm sehr schwer ankommen. Das gilt aber nicht etwa bloß im kalten Winter, wo man häufig gerade kalte Suppen zu geniessen pflegt, sondern merkwürdigerweise ganz besonders im Sommer bei grosser Hitze.

So erinnere ich mich noch an einen heissen Sommertag im Jahre 1893. Wir waren mit der Karawane schon um 4 Uhr früh aufgebrochen, und machten erst um 2 Uhr nachmittags in einem Thale Rast, fanden aber weit und breit kein Wasser. Da sahen wir oben auf dem Berge etwa 20—30 Telegraphenarbeiter um den Samowar herum sitzen und

behaglich Thee schlürfen. Wir machten ihnen durch Zurufe verständlich, sie möchten uns etwas Wasser, selbst gegen gutes Geld abgeben. Sie weigerten sich aber, weil sie selbst mit grosser Mühe von weit her einen kleinen Vorrat Wasser herbeigeschleppt hatten. Fürchterlich glühend brannte die Sonne vom Himmel und noch schrecklicher brannte einem jeden von uns die trockene Kehle. Was sollten wir anfangen? In der höchsten Not kamen unsere Kutscher auf den Gedanken, das Schmutzwasser, welches auf der feuchten Thalsohle in den Hufspuren der Lasttiere zusammengelaufen war, mit kleinen Löffeln zu sammeln und damit Thee zu kochen. Ein deutsches Sprichwort sagt: „Hunger ist der beste Koch“, und ich kann wohl sagen, dass mir nie in meinem Leben ein Thee so vortrefflich gemundet hat, als dieser Thee aus verdorbenem Wasser. Zum Theekochen gehört auch Brennholz und nicht überall ist solches zu haben. In solcher Verlegenheit hat ein Russe wenig Bedenken. Gibt es denn besseres Brennholz, als die Stäbe, welche die Eisenbahn-Ingenieure zum Abstecken für den Bau der Eisenbahn in die Erde gerammt haben, oder als die Geländer und Bohlen der Brücken und Stege? In der That müssen diese Gegenstände herhalten, wenn alles andere verbraucht ist, und das ist auch der Hauptgrund, weshalb ich im Sommer in Sibirien selten oder fast nie eine Brücke sah, die nicht mehr oder minder stark beschädigt war.

Die Kutscher der Karawanen gehören meist den Völkerschaften an, von denen die Karawane durch-

zogen wird. Auf der Strecke zwischen Tschita und Werchne-Udinsk sind es in der Regel Burjaten, die zumeist in Transbaikalien wohnen und ein in vieler Hinsicht merkwürdiger Stamm sind. Sie leben in Dörfern zusammen, haben aber die Eigentümlichkeit, sich niemals am grossen Wege anzubauen, wie es verschiedene andere Völker zu thun pflegen, sondern sie errichten ihre Wohnstätten immer einige Werst vom Wege abseits. Es sieht so aus, als thäten sie dies aus Furcht. Denn wenn Burjaten, die mit Karawanen reisen, im Freien Rast machen wollen, insbesondere zur Nachtzeit, schreien sie und schiessen mit ihren Flinten, als ob sie Feinde, die etwa in der Nähe wären, verscheuchen wollten. Auch wenn sie in der Nacht durch irgend eine Ursache aus dem Schläfe geweckt werden, geben sie sofort durch Schreien und Schiessen Signale, um sich dadurch vor drohender Gefahr zu schützen.

Der Hauptweg, auf dem die Karawanen, nur um den Thee nach Europa zu bringen, ganz Sibirien durchziehen müssen, ist der schon geschilderte von Nikolajewsk nach Werchne-Udinsk, obwohl es noch einen anderen Landtransportweg gibt, nämlich über Tientsin, Peking, Urga, Maimaitsching*) und Kiachta. Dieser letztere ist zwar älter und in Europa mehr bekannt, doch von geringerer Bedeutung; er trifft mit dem ersteren in Werchne-Udinsk zusammen.

Werchne-Udinsk ist eine Stadt von 4000 Ein-

*) vom chinesischen: mài = verkaufen, mǎi = kaufen, Tsch'ing = Stadt.

wohnern. Sie hat auf der Selenga Dampfschiffverbindung mit dem bereits erwähnten Kiachta an der mongolischen Grenze (gegenüber der grossen, mongolischen Handelsstadt Maimaitsching) und mit Irkutsk, wo der Irkutt in die Angara mündet. Die Dampfer durchqueren den Baikalsee und legen von Werchne-Udinsk bis nach Irkutsk einen Weg von 500 Werst zurück. Die Angara ist derjenige von den sibirischen Flüssen, der am spätesten zufriert. Während alle andern schon Ende Oktober zugefroren sind, habe ich, als ich am 7. Dezember Irkutsk verliess, noch kein Eis auf der Angara gesehen. Nach einer mir später zugegangenen Nachricht stand das Eis erst am 13. Januar 1894 auf der Angara und schon Anfangs März war der Fluss eisfrei, ein grosser Vortheil für Wassertransporte.

Von Irkutsk bis Tomsk dauert die Theebeförderung das ganze Jahr hindurch; im Sommer wegen der sehr schlechten Wege freilich in viel geringerem Umfange, als im Winter mit Schlitten. Während meines Aufenthaltes in Irkutsk habe ich am 22. September (1893) den ersten Schnee fallen sehen. Darauf schneite es oft; der Schnee schmolz aber gleich wieder weg. Erst am 4. November schneite es sehr stark und zugleich war die Temperatur so weit gesunken, dass der Schnee liegen blieb. Als ich in diesen Tagen zum ersten Mal in Irkutsk Schlitten fahren sah, freute ich mich auf den endlichen Beginn der Winter-(Schlitten-)Karawane nach Tomsk. Gleichwohl musste ich mich noch bis zum 7. Dezember gedulden, weil erst an

diesem Tage der Weg in seiner ganzen Länge mit Schnee bedeckt und so fest gefroren war, dass er für die Schlitten nutzbar war.

Die Karawane braucht von Irkutsk bis Tomsk, wie schon bemerkt, 25 bis 30 Tage, freilich nur, wenn keine besonderen Hindernisse, wie namentlich die nicht seltenen Schneestürme, eintreten. Wir brauchten 30 Tage.

Von Tomsk führte der Handelsweg weiter über Tobolsk nach Tjumen, ein Weg, der im Sommer sehr bequem war, denn von Mitte Mai bis Mitte Oktober benutzte man die Dampfer den Ob abwärts bis zu seinem Zusammenfluss mit dem Irtysch und diesen aufwärts bis Tobolsk am Zusammenflusse des Tobol und Irtysch und schliesslich die Tura aufwärts bis Tjumen.

In Tjumen hatte der Transport den schwierigsten Theil seines Weges hinter sich, denn hier fängt die Ural-Eisenbahn an, welche über Jekatarinburg nach Perm führt (771 Werst). Hier beginnt wieder der Dampferverkehr, welcher auf dem mächtigen Rücken der Kama und der Wolga nach der weltbekannten Handelsstadt Nischnei-Nowgorod führt. Natürlich wird auch hier der Dampferverkehr im Winter durch Schlittenkarawanen ersetzt.

Eine wesentliche Aenderung im Verkehr ist freilich jetzt dadurch eingetreten, dass die Eisenbahn von Petersburg über Samara, Tscheljabinsk, Omsk und Krasnojarsk bis Kansk vollendet ist.

Der hier geschilderte Theetransport durch Sibirien dauert reichlich ein Jahr, und es würde

unverständlich sein, weshalb man nicht lieber den Seeweg über den Indischen Ozean wählt, der in 6 bis 7 Wochen durch das Rothe Meer und den Suez-Kanal nach Odessa führt, von wo Eisenbahnen nach jedem Punkte Europas zu Gebote stehen. Die Sache ist aber sehr einfach. Der ganze verwickelte und schwierige Transport durch Sibirien ist immer noch der billigste und zwar lediglich wegen der hohen Zölle, welche die russische Regierung auf den auf andere Weise in Russland eingehenden Thee gelegt hat. Sie will, und hat dies auch erreicht, dadurch den Handelsverkehr in Sibirien aufrecht erhalten.

Ein Theehändler in Moskau kalkulirt Einkaufspreis, Fracht und Zoll für 1 Pfund (russisch) billigen Thee bis Moskau:

1. Auf dem Landwege durch ganz Sibirien auf 85¹/₄ Kopk.
2. Ueber den Indischen Ozean und Odessa auf 91³/₄ Kopk.
3. Ueber Peking—Kiachta auf . 93¹/₄ Kopk.

Der Zoll am Eingang in das russische Reich an der Amur-Mündung beträgt nämlich 11 Gold-Rubel, beim Eingang in Odessa 22 Gold-Rubel.

Nach Privatmeldungen neuester Zeit aus Irkutsk ist anzunehmen, dass die sibirische Eisenbahn Januar 1898 bis Irkutsk vollendet sein wird. Es lässt sich sogar für den, der die sibirischen Verhältnisse nicht näher kennt, leicht ermessen, wie gewaltige Veränderungen dadurch der Verkehr Sibiriens, ja ganz Asiens erfahren wird. Die russi-

sche Regierung macht neuerdings die grössten Anstrengungen, die Eisenbahn in möglichst kurzer Frist durch ganz Sibirien, also von Irkutsk nach Wladiwostok (durch die Mandschurei) weiterzuführen. Sie hat schon vor mehreren Jahren den Bau der Eisenbahn von Wladiwostok aus begonnen und bereits im Sommer 1895 bis Iman am Flusse Ussuri, 436 Werst, fertiggestellt. Ende 1897 wird die Eisenbahn schon bis Chabarowsk erschlossen sein. Die Eisenbahn befährt diese verhältnissmässig kurze Strecke von Wladiwostok nach Iman in 33 Stunden, also sehr langsam. Sie fährt somit nicht viel schneller als ein Tarantass; es ist dies ein russischer Reisewagen, von 2—4 Pferden gezogen. Ich habe beispielsweise einmal auf einer Reise, zwischen Tomsk und Omsk in einem Tarantass mit 3 Pferden in 24 Stunden 200 Werst zurückgelegt.

Die Schnelligkeit der Eisenbahnfahrt wird sich bedeutend erhöhen müssen, wenn die Eisenbahn ihrer so überaus wichtigen Aufgabe gerecht werden will.

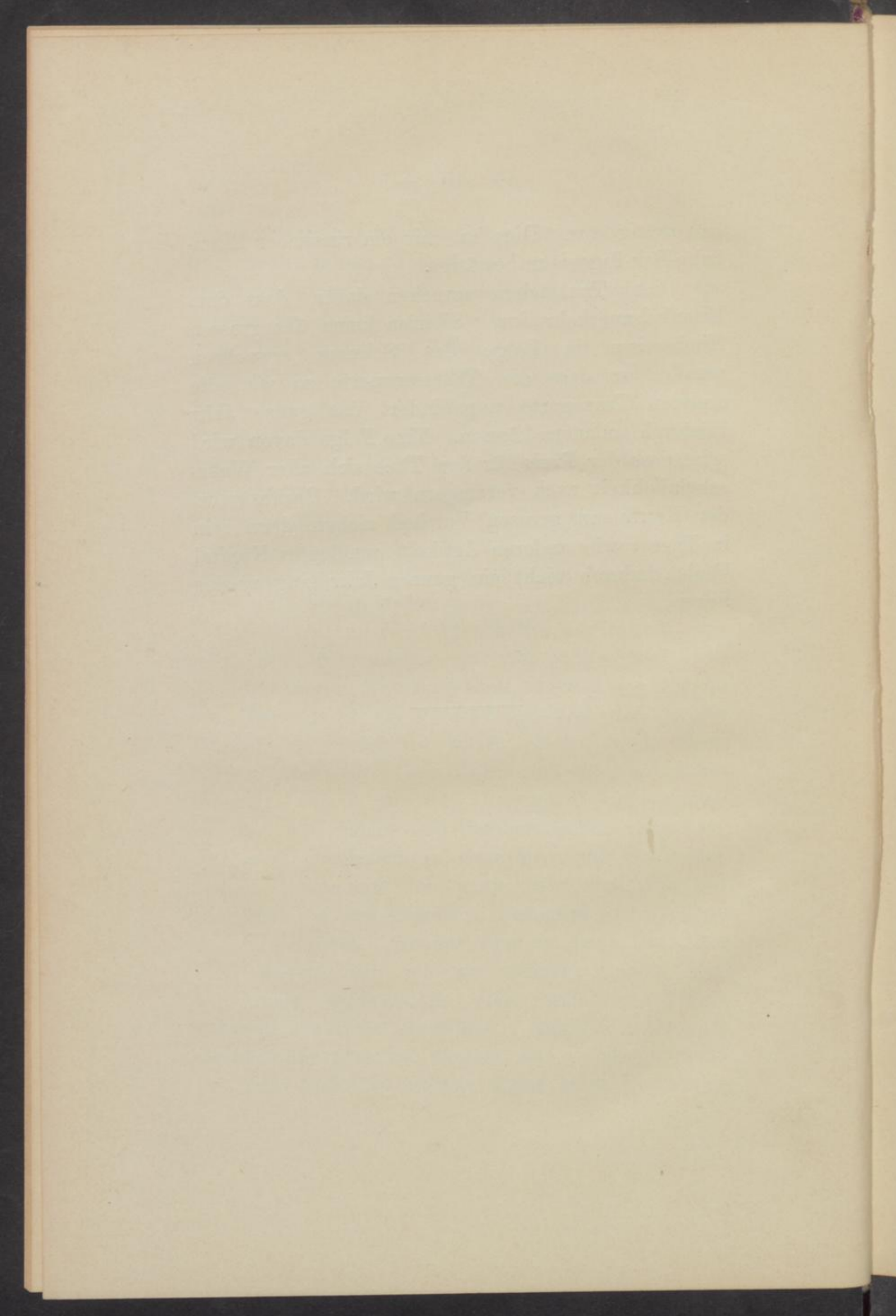
Für den Betrieb der Eisenbahn sind von ausserordentlicher Bedeutung die Schneeverhältnisse in Sibirien. Darüber kann ich nun aus eigener Erfahrung sagen, dass diese sehr günstig sind. Bevor ich nach Sibirien kam, lebte ich fünf Jahre lang in Nordjapan, wo es im Winter immer ausserordentlich grosse Schneemassen gibt, wodurch der Eisenbahnverkehr sehr häufig unterbrochen wird. Als ich sodann am 9. Dezember 1892 in

Wladiwostok ankam, war ich daher sehr erstaunt, hier noch keinen Schnee zu finden, obwohl ich am Meeresufer schon Eis sah. Am 21. Dezember hat es zum ersten Male geschneit, und bis zum 3. Februar 1893 waren nur 5 Schneefälle zu verzeichnen. Auch dann noch, bis zum Beginn des Frühlings, wurde nur selten der Schlittenverkehr durch einen starken Schneefall ermöglicht. Als ich mich auf meiner weiteren Reise im Juli 1893 in Blagowjeschtschinsk am Amur, 2200 Werst von Wladiwostok, aufhielt, erfuhr ich, dass es in dieser Gegend im vergangenen Winter (1892/93) so wenig geschneit hätte, dass der Schlittenverkehr nur schwierig aufrecht zu erhalten gewesen sei.

Während meines Aufenthaltes in Irkutsk, woselbst Ende November schon viel Schnee lag, hörte ich, dass man in Transbaikalien, sowie in der Gegend von Krasnojarsk am Jenissei das Vieh den ganzen Winter im Freien zu lassen pflege, weil wenig Schnee dort sei. Dies wollte ich natürlich nicht glauben, da es in der Umgegend von Irkutsk ziemlich viel Schnee gab (freilich nicht entfernt so viel, wie gewöhnlich in Nordjapan auf Hockaido). Jedoch überzeugte ich mich persönlich von der Richtigkeit dieser Thatsache bezüglich der Gegend von Krasnojarsk. Als ich hier zu Ende Dezember 1893 ankam, sah ich zu meiner grossen Verwunderung thatsächlich Vieh, welches auf den Feldern das Gras abweidete. Aehnliche Berichte wurden mir über die Gegend von Omsk gebracht, wo man Anfangs Februar sogar beim Eisenbahn-

bau thätig war. Dies hat mir ein russischer Eisenbahn-Bau-Ingenieur bestätigt.

Diese Thatsachen sprechen dafür, dass dem Eisenbahnverkehr durch Sibirien keine übergrossen Hindernisse in Folge des Schnees erwachsen werden, so dass die Theetransporte so wie alle anderen Transporte ungehindert das ganze Jahr hindurch andauern können. Eine Folge davon wird sein, dass der Preis für den Thee sich aller Wahrscheinlichkeit nach verringern wird. Daraus wird der Kaufmann grossen Vorthail ziehen, denn sein in Thee sowie anderen Artikeln angelegtes Kapital bleibt dadurch nicht ein ganzes Jahr lang zinslos liegen.



Karawanen-Reise

zwischen

Irkutsk und Nesiune-Udinsk.

(482 $\frac{3}{4}$ Werst — 10 Tage.)

1. Tag.

Donnerstag, den 7. Dezember 1893

(25. Nov. russisch).

Trotz eines sehr starken Frostes verliess ich früh Irkutsk, die Hauptstadt Ostsibiriens, die damals 39000 Einwohner zählte*). An diesem Tage hatte ich an meine Verwandten und Freunde in der Heimat einige Briefe gesandt, deren Inhalt die Festigkeit meines Entschlusses, eine so schwierige Reise zu einer solchen Jahreszeit zu wagen, ersichtlich machte.

„Die Jahreszeit,“ so lautete der Inhalt, „ist zwar die schlimmste für meine Reise, ich besitze

*) Nach der neuesten Zählung vom Jahre 1897 beträgt die Einwohnerzahl der Stadt Irkutsk 51484 und die vom Gouvernement Irkutsk 501237.

aber den Mut dazu, obwohl der Frost von Tag zu Tag stärker wird. Ich bin fest entschlossen, eine Winterkarawane kennen zu lernen, müsste ich das Wagnis auch mit dem Leben bezahlen. Ich will jedesmal, wo es eine Poststation giebt, eine Postkarte absenden. Ich weiss nicht, wann und wo ich meine letzte Postkarte absenden und ob ich glücklich im nächsten Frühling in die deutsche Reichshauptstadt gelangen werde. Seit der Begründung unseres Reiches, d. h. seit 2553 Jahren nach der Annahme unserer Historiker, ist kein Japaner in dieser Gegend mit einer Winter-Karawane gereist. Meine Landsleute Tsudayu, Gihei, Sahei und Tajuro*), die vor 100 Jahren um die Welt gereist sind, legten diese Strecke nicht mit einer Karawane, sondern mit der Tarantass zurück. Ich will daher mein Tagebuch fleissig führen, um Euch meine Reise schildern zu können.“

Die Karawane, mit der ich reiste, bestand aus 225 Schlitten und war nach Tomsk bestimmt. Die Unternehmer der Karawane waren zwei Russen, Namens Klimoff und Iwan Telmoff. Sie hatten den Transport für die Russische Transportgesellschaft übernommen, eine Gesellschaft mit einem Kapital von 3 Millionen Rubel, welche Filialen nicht nur in ganz Russland, sondern auch in China (Hankou und Shanghai), England (London), Frankreich (Marseille) und Deutschland (Hamburg und Leipzig) unterhält. An Fracht für den Transport von Irkutsk

*) Näheres über deren Reise steht im Anhang.

bis Tomsk wurde für je 1 Pud (= 40 russ. Pfund = 16,38 Kilo) 1 Rubel 20 Kopeken berechnet. Die beiden Transportunternehmer hatten die Schlitten, die Pferde (240 Stück) und die erforderlichen 45 Kutscher gestellt. An Menschen kamen noch hinzu 2 Oberführer. Die Unternehmer der Karawane nehmen Reisende zu mässigen Preisen sehr gern mit, weil diese den Schutz der Karawanen verstärken, ohne ihnen etwas zu kosten. Die Länge der Karawane mochte 2 Werst betragen.

Vor meiner Abreise verabschiedete ich mich von dem Chef der dortigen Filiale der Russischen Transportgesellschaft, Herrn Gruschkoſſ, mit welchem ich während meines dreimonatlichen Aufenthalts in Irkutsk viel verkehrt hatte und welcher mir die für mich denkwürdigen Worte mit auf den Weg gab:

„Die Welt ist für Sie eine Handelsuniversität. Wenn Sie Ihren Zweck, den Welthandel zu studieren, erreichen wollen, so müssen Sie alle Verhältnisse der Länder und Völker kennen lernen. Wenn Sie Ihre Pflicht erfüllen wollen, dann müssen Sie besonders den Handel zwischen Russland und Japan ins Auge fassen, zweier Länder, die so nahe bei einander liegen und doch so wenig von einander wissen.“

Der Abschied in Irkutsk wurde mir überaus schwer; es war der Abschied von meinem japanischen Landsmanne Yasunosuke Shiina, dem einzigen zwischen dem Baikalsee und dem Ural-Gebirge

wohnhaften Japaner*). Im August nach meiner Ankunft in Irkutsk hatte ich ihn bei dem Obersten und Polizeimeister von Irkutsk, Herrn Fonn, kennen gelernt und seitdem mit ihm brüderliche Freundschaft geschlossen. Trotz der grossen Kälte begleitete er mich eine Strecke weit, und als wir dann Abschied nahmen, war ich in tiefster Rührung. Ich sagte zu ihm kurz und schlicht:

„Lieber Bruder! Wir müssen alle einmal sterben. Der Eine stirbt ganz jung, der Andere wird womöglich über 100 Jahre alt. Das ist alles Menschenschicksal. Doch sei gewiss, falls ich unterwegs, sei es durch Frost, sei es sonst gewaltsam, zu Grunde gehe, so werde ich diese Welt zufrieden verlassen. Leb' wohl!“

So begann denn meine Reise. An der Tarantassstation las ich an einer Tafel folgende Entfernungen:

- I. nach Petersburg 5613 Werst**),
- II. nach Tomsk 1555 Werst, und
- III. nach Chabarowsk am Amur 3421 Werst.

Das sind gewiss ungeheure Entfernungen.

Wir kamen zunächst über die Angarabrücke, an welcher uns mehrere Zollbeamten in Empfang nahmen, um unsere Papiere bezüglich der Theeladung zu revidieren. Unsere Reise ging dann an der Angara entlang, einem Fluss von etwa $\frac{3}{4}$ Werst Breite, der jedoch trotz einer Kälte von -23° C.

*) Seit September 1897 studiert er an der geistlichen Akademie zu Kasan.

**) Nach Berlin etwa 7100 Werst. 1 Werst = 1,07 km.

an jenem Tage immer noch kein Eis zeigte. Die starke Strömung verhinderte nämlich die Eisbildung. Etwa 4 km von Irkutsk entfernt kamen wir an das prächtige Kloster Wosnosensk, dessen leuchtende goldene Spitze ich schon immer in Irkutsk bewundert hatte.

Vor seinen Thoren trieben sich eine Menge zerrissener und schmutziger Pilger umher und eine Menge Bauern und anderer Leute, welche da beteten. Auch unsere Kutscher verliessen die Schlitten, warfen sich vor dem Thore zu Boden und verrichteten ihre Gebete. Wie mir gesagt wurde, ruht im Kloster die Leiche eines vor 100 Jahren gestorbenen Priesters, welche merkwürdiger Weise bis heute noch nicht in Verwesung übergegangen sein soll. Dieses Wunder zieht die Menge von weit und breit heran. Zum Kloster gehört ein Dorf von einigen hundert Bauernhäusern.

Vom Kloster aus zogen wir weiter, bis wir nach etwa 6 Werst um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr mittags in einem Dorfe (zum ersten Male) Rast machten. Die Kutscher nahmen hier ihre Mahlzeit ein und tranken Thee, wobei sie sich erwärmten. Ich Unglücklicher glaubte nun, die Rast würde eine längere sein und setzte mich, ohne etwas zu essen und zu trinken, hin, um vor allem mein Tagebuch vorzunehmen, worauf ich noch genug Zeit zum Essen und Trinken zu haben glaubte. Doch wie hatte ich mich getäuscht! Kaum hatte ich mein Tagebuch vervollständigt, und wollte gemächlich an meine Mahlzeit gehen, da sah ich zu meinem

Schrecken, wie sich die Kutscher zum Aufbruch rüsteten. Es half nichts. Nüchtern, wie ich war, musste ich in die Kälte hinaus und unterwegs mit gefrorener Wurst nebst Brot das Bedürfnis meines Magens befriedigen. Die Folgen waren heftige Leibschmerzen, die ich bekam. Zwei Werst weiter (15 Werst von Irkutsk) kamen wir nach dem Dorfe Bokowskaja, woselbst sich eine Tarantassstation und eine Post befand. Freudig benutzte ich die Gelegenheit und sandte an meinen Bruder in Japan und meinen Freund in Irkutsk je eine Postkarte.

Auf unserer Weiterfahrt schlief ich 10 Werst lang auf meinem Schlitten. Der Weg von Bokowskaja aus führte immer noch an der Angara entlang und hatte viel Interessantes. Am jenseitigen Ufer des Flusses lief ein mit kleinen Bäumen besetzter Höhenzug. Unser Ufer war flach. 18 Werst von Bokowskaja trennten wir uns von der Angara und erreichten dann nach etwa 4 Werst das Dorf Sufowskaja. Es war 6 Uhr abends, und die Kälte war ausserordentlich empfindlich. Ich las auf dem Thermometer — 40° C. Mein Wunsch, in Sufowskaja zu rasten, ging nicht in Erfüllung. Die Kutscher erklärten, sie müssten noch mindestens 15 Werst weiter fahren. Dies wirkte auf mich sehr niederschlagend, besonders weil ich seit dem frühen Morgen nichts Ordentliches gegessen und getrunken hatte und deshalb unter der grimmigen Kälte doppelt zu leiden hatte. Hände und Füße wurden mir schon gefühllos, obwohl ich meinen Körper auf das bestmögliche verpackt hielt. Ich hatte

lange wollene Strümpfe an, darüber wollene Unterhosen, dann erst gewöhnliche Hosen, und darüber ein Paar dicke Pelzhosen. Zuletzt steckten meine Beine noch in mächtigen Pelzstiefeln. Mein Oberleib trug ausser seiner gewöhnlichen dicken Kleidung noch drei Pelze übereinander. Meine Hände waren mit zwei Paar dicken Pelzhandschuhen bedeckt. Und dennoch glaubte ich erfrieren zu müssen. Die Kutscher ertrugen die Kälte natürlich viel besser, da sie, anders wie ich, von klein auf an dieselbe gewöhnt waren.

Um es mir ein wenig wärmer zu machen, stieg ich hinter Sufowskaja vom Schlitten und versuchte eine Strecke weit zu gehen; es war mir aber, wie leicht erklärlich, bei meinen vielen Pelzen fast unmöglich. Bei meinem Versuch fiel ich, so lang ich war, in den Schnee und war kaum im stande, mich wieder zu erheben, was ein allgemeines Gelächter der Kutscher hervorrief, die mir nicht einmal helfen wollten. Endlich hatten wir auch die letzten 15 Werst überwunden und waren um etwa 10 Uhr abends in Birikutsui angelangt. Wir hatten damit unser Tagewerk vollendet. Birikutsui ist ein Dorf von mehreren hundert Bauernhäusern und hat eine grosse Kirche. Man kann sich nur schwer meine Gefühle denken, als ich starr vor Kälte endlich in das Dorf einzog. Meine Hände und Füsse waren inzwischen wie abgestorben. Mit welcher Sehnsucht zog es mich nach etwas Wärme. Beim Einzuge leuchtete mir aus einem Hause ein traulicher Feuerschein entgegen, ein Gefühl über-

schlich mich, wie es sehnender kein Liebhaber empfinden kann, wenn er nach langer Trennung seine Geliebte wieder erblickt.

Im Einkehrhause (2. Rast) erwartete uns alle ausser der ersehnten Wärme — ich brauchte eine halbe Stunde, um in Händen und Füssen ein Gefühl wieder zu erlangen — ein ebenso ersehntes Mahl, bestehend aus Thee, Brot und Fisch, was uns trefflich mundete und wobei wir, insbesondere ich, des Tages Mühen vergassen. Dann legte ich mich oben auf den Ofen zum Schlafen nieder. Es ist dies ein beliebter Ort hierzu, auch bei der mächtigen Grösse, die diese würfelförmigen Oefen haben, eine ganz bequeme Lagerstatt. Diesmal war mir die Hitze auf demselben jedoch zu gross; ich musste mich auf eine neben dem Ofen stehende Ofenbank flüchten, woselbst ich denn schliesslich den Schlaf des Gerechten schlief.

2. Tag.

Freitag, den 8. Dezember

(26. Nov. russisch).

Nach ein paar Stunden der Ruhe, um $\frac{3}{4}$ 1 Uhr morgens, sollte wieder der Aufbruch der Karawane erfolgen. Wir rüsteten uns dazu und stärkten uns durch ein Frühstück, bestehend aus Brot und Thee mit Zucker. Um genügenden Schutz gegen die immer stärker auftretende Kälte zu haben, verdoppelte ich mein Unterzeug und zog namentlich ein Paar warme Strümpfe an. Bei dieser Beschäftigung schweiften meine Gedanken zurück nach meiner fernen Heimat, und ich weilte bei meinem treuen Freunde Kotozo Ito in Tokyo, welcher mir vorsorglich die Strümpfe beim Abschiede geschenkt hatte. Ausserdem gedachte ich mit inniger Dankbarkeit einer Landsmännin in Wladivostok, die mir ein Paar selbstgestrickte Pulswärmer geschenkt hatte, ein für mich jetzt noch werthvolleres Angebinde. Schon wollten wir aufbrechen, da brach plötzlich ein heftiger Schneesturm los, der ununterbrochen stundenlang anhielt

und bis 11 Uhr vormittags unsere Reise verzögerte.

Nach einer Fahrt von 12 Werst passierten wir um 2 Uhr nachmittags Telminskaja, ein Dorf von $2\frac{1}{2}$ Werst Länge, an dessen Eingang sich wiederum ein Zollhaus befand. Um $\frac{1}{2}$ 4 Uhr kamen wir sodann nach Usola. Hier befindet sich ein bedeutendes Salzbergwerk, das neben dem Salzbergwerk von Troizkosawsk bei Kiachta die ganze Gegend zwischen Krasnojarsk und Tschita mit reinem weissen Salz versieht. Westlich von Krasnojarsk gebraucht man gewöhnlich graues Salz, weil die Salzbergwerke in den Provinzen Tomsk und Tobolsk nur solches liefern. Östlich von Tschita giebt es auch Salz aus andern Ländern, nämlich japanisches, amerikanisches und besonders deutsches Salz. Das Salz von Usola kostete damals in Irkutsk das Pud 45 Kopeken und das Pfund 2 Kopeken.

In Usola wurde keine Rast gemacht, sondern unser Zug ging weiter über Maltinskaja (21 Werst von Telminskaja) bis (noch 12 Werst weiter) nach Bret, wo Klimoff, einer der Karawanenunternehmer, seinen Wohnsitz hatte.

Bevor wir aber Bret erreichten, hatten wir noch ganz ausserordentliche Strapazen zu überstehen. Kaum hatten wir Maltinskaja verlassen, es war bereits 7 Uhr abends, da überraschte uns bei einer Kälte von -43° C. ein heftiger Schneesturm. Bald war die ganze Gegend in eine dichte Schneedecke gehüllt, immer höher und höher bedeckte der Schnee den Boden. Nicht Weg, nicht Steg,

kein Baum, kein Strauch war mehr zu sehen. Auch die einzigen Kennzeichen des Weges, die Telegraphenstangen, nach denen man in solchen Fällen immer scharf ausspäht, verloren wir bei der Heftigkeit des Schneetreibens unglücklicher Weise aus dem Gesicht. Unsere Lage war sehr gefährlich. Wir irrten bis $1\frac{1}{2}$ Uhr nachts in der schier unermesslichen Schneewüste, in der kein fester Punkt sich dem Auge bot, wie ein Schiff im Sturm ohne Steuer und Kompass umher und wussten nicht mehr, wo wir uns befanden. Besonders ich litt furchtbar unter der Kälte. Wieder versuchte ich, wie am Tage vorher, mich durch Bewegung zu erwärmen. Es war jedoch unmöglich, ich versank mit dem halben Leibe im Schnee und bestieg darum wieder den Schlitten. Da hatte ich zu allen Leiden noch das Unglück und stürzte vom Schlitten herunter kopfüber in den Schnee. Das Gefühl, das ich dabei empfand, als mir, durch und durch gefroren, wie ich war, der eisige Schnee auch noch zwischen Hals und Kleidung eindrang, lässt sich nicht nachempfinden.

Um $1\frac{1}{2}$ Uhr nachts, nachdem wir von 11 Uhr vormittags an ununterbrochen 45 Werst mühselig zurückgelegt hatten, erblickten wir endlich zu unserem Glück plötzlich vor uns einen schmalen Lichtschimmer — wir hatten Bret vor uns. Nun hatte bald alle Not ein Ende. Wir zogen in das Dorf ein, wo uns endlich wieder einmal (bei der 3. Rast) eine lang ersehnte Mahlzeit erwartete. Wodki, Thee und Brot standen uns in reichem

Masse zur Verfügung. Auch andere hier übliche Speisen, wie eingesalzener Kohl und eingesalzene Pilze, wurden uns vorgesetzt, worauf ich auf den Ofen kroch und mich zur wohlverdienten Ruhe niederlegte.

3. Tag.

Sonnabend, den 9. Dezember

(27. Nov. russisch).

An diesem Morgen stand ich erst um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr auf und machte sogleich Toilette. Die Toilette bestand im Ganzen darin, dass ich mir Wasser in die Hände giessen liess, und mir damit, so gut es ging, das Gesicht wusch. Ich wich darin von dem Brauch der Russen ab, welche das Wasser in den Mund nehmen, es sodann schluckweise in die Hände laufen lassen und sich damit über das Gesicht fahren. Alle Sitten der Russen habe ich auf meiner langen Reise mitgemacht, nur diese Unsitte nicht, denn es ekelte mich zu sehr davor. Hierauf sah ich mich in Haus und Hof um. Die Häuser sind, wie bekannt, aus runden Holzstämmen gebaut. Die innere Einrichtung ist meistens äusserst notdürftig; von sanitären Massregeln, wie sie bei uns polizeilich vorgeschrieben sind, ist dort keine Rede. Nur fehlen in keiner Ecke die Heiligenbilder, ein Beweis dafür, wie unentbehrlich für die russische Politik die Religion ist.

Bald bekam ich noch einen Streit mit einem ungeberdigen Russen, welcher durchaus meinen Pass sehen wollte.

„Natürlich habe ich einen Pass,“ sagte ich zu ihm, „aber ich kann Ihnen denselben nicht zeigen, weil er ganz unten in meinem Koffer liegt. „Ich muss ihn aber sehen,“ meinte er, „oder ich muss Sie zur Polizei führen.“ Dabei gehörte der Mensch weder der Polizei noch sonst einer Behörde an. Da sich der gute Mann jedoch nicht belehren liess, gebrauchte Klimoff sein Hausrecht und warf ihn zum Hause hinaus.

In Bret lebte ein administrativ Verschiekter, ein Nihilist Namens Tomoschewitsch, ein junger Mann von etwa 30 Jahren. Als derselbe von meiner Ankunft hörte, suchte er mich auf und wir unterhielten uns ein Stündchen. Ich lernte ihn als einen gebildeten Mann kennen, der sogar über japanische Verhältnisse gut unterrichtet war. Er forderte mich auf, ihn zu besuchen, was ich denn auch that. Ich traf ihn in seiner Behausung an, als er Schule abgehalten hatte. Er unterrichtete 5 bis 6 Kinder des Dorfes, welche bei meiner Ankunft gerade nach Hause stürmten. Nur ein Mädchen sollte nachbleiben, worüber sie sehr weinte. Auf meine Fürbitte liess Tomoschewitsch auch sie laufen, indem er ihr sagte, dass sie ihre Begnadigung lediglich meiner Fürbitte zu verdanken habe. Sein Unterricht erstreckte sich vor allen Dingen auf das Lesen und Schreiben, eine Kunst, die in Sibirien ausserordentlich selten ist.

Kaum 2 oder 3 Menschen von 100 verstehen sie. Schulen giebt es in den Dörfern fast nirgends.

So ärmlich Tomoschewitsch auch wohnte — hatte er doch nur eine Stube und eine Küche mit den allernotwendigsten Geräten und Geschirren — so liess er es sich nicht nehmen, mir für 20 Kopeken eine halbe Flasche Wodki, das übliche Getränk in Russland neben dem Thee, holen zu lassen.

Um 1 Uhr kam ich wieder zu Klimoff zurück, da wir um diese Zeit weiterreisen wollten. Klimoff und die Kutscher verrichteten vor den Heiligenbildern, deren eine ganze Anzahl an den Wänden hing, ihre Gebete, bekreuzten sich, und die Weiterreise begann. Für mich wurde die Reise jetzt angenehmer. Während ich früher nämlich nicht in einem besonderen Schlitten fuhr, sondern auf einem der gewöhnlichen Theeschlitten auf der Theeladung lag, erhielt ich jetzt einen besonderen. Um 2 Uhr waren wir abgereist, um 8 Uhr abends kamen wir nach einer ununterbrochenen Fahrt von 17 Werst nach dem Dorfe Polowinnaja. Die Temperatur war nachmittags ganz erträglich. Um 5 Uhr jedoch wurde es sehr kalt. Wir wollten von Polowinnaja aus noch 18 Werst bis Tschere-nofskaja reisen; die Schlitten hatten sich auch bereits auf den Weg gemacht, da begann ein heftiger Schneesturm, der uns zur Umkehr zwang. Wir übernachteten daher (4. Rast) in Polawinnaja, um am nächsten Tage, Sonntag, den 10. Dezember, unsere Reise fortzusetzen.

4. Tag.

Sonntag, den 10. Dezember

(28. November russisch).

Um 5 Uhr früh standen wir auf, nahmen unser Frühstück ein und begaben uns auf den Weg. Der Schneesturm hatte gänzlich nachgelassen und das Wetter war gut geworden. Ich schlief auf dem Schlitten noch weiter. Etwa um 10 Uhr weckte mich plötzlich der Ruf: „Steh auf!“ und zugleich fühlte ich einen heftigen Schlag auf den Hinterkopf. Ich fuhr erschrocken auf und sah 5 bis 6 aus entgegengesetzter Richtung kommende Schlitten mit etwa 50—60 Kosaken an uns vorbeifahren. Die Kosaken schrieten, gestikulierten und fuchtelten mit ihren Gewehren in der Luft umher. Einer von ihnen hatte mir diesen Schlag versetzt, der mir trotz der dicken Pelzkleidung die heftigsten Kopfschmerzen verursachte. Seitdem hat sich auch mein Gedächtnis auffallend geschwächt, das vorher ganz vorzüglich gewesen war. Und dabei hatte mir der Kosak, wie ich sofort sah, nicht aus Böswilligkeit den Schlag versetzt, sondern weil derartige schlechte Spässe bei solchen Be-

gegnungen üblich sind. Entweder wirft man etwas auf den Begegnenden oder spuckt nach ihm, oder treibt sonst welche Scherze, die freilich bisweilen, wie in meinem Falle, etwas derb ausfallen. Möglich, dass auch ein russischer Schädel mehr als ein japanischer vertragen kann.

Um 11 Uhr vormittags hatten wir endlich die 18 Werst bis Tscheremowskaja zurückgelegt. Es ist dies ein 2 Werst langes Dorf, versehen mit Post, Telegraph und Bazar. Die Bazole sind Märkte, die auf einem freien Platze errichtet sind und in mehrere kleine Abteilungen zerfallen, ohne Feuer- und Heizanlagen, wegen der sonst zu befürchtenden Feuersgefahr. In den Hallen herrscht daher eine grosse Kälte, was jedoch der Erhaltung der Nahrungsmittel sehr dienlich ist. Es ist nämlich alles gefroren. Fischwaren halten sich z. B. auf diese Weise den ganzen Winter hindurch.

In Tscheremofskaja gab es keinen nennenswerten Aufenthalt. Wir reisten durch bis 8 Uhr abends, wo wir (zur 5. Rast) in Kutuliksaja, 28 Werst von Tscheremofskaja, ankamen. Unterwegs bemerkten wir zweimal Kreuze am Wege. Das sind Begräbnisstätten von Menschen, die, sei es durch Frost, sei es durch Mörderhand gefallen sind. Wo einer fällt, da wird er von denen, die ihn finden, beerdigt. Ein Kreuz ist sein Grabmal. Auffallend war es mir, dass ich auch 2 Fusswanderer unterwegs bemerkte, was im Winter in Sibirien schon etwas bedeuten will. Ich wurde in Kutuliksaja in dem Hause des Kosaken Pletenöff

aus Orenburg einquartiert. Ich bewohnte mit Klimoff und Telmoff zusammen ein schön möbliertes Zimmer, welches sogar mit einem Sofa versehen war, eine sehr grosse Seltenheit in dieser ländlichen Gegend. Wir befanden uns denn auch hier so ausserordentlich wohl, wie nur selten auf unserer Reise.

Unser Wirt Pletenöff war zwar wohlhabend, aber ungebildet. Er konnte weder lesen noch schreiben, nicht einmal den ersten Buchstaben des Alphabets. Dagegen war er ausserordentlich redselig und war immer froh, wenn er jemand erwischen konnte, der seiner Redeflut standhielt. Ich war auch einer von den Unglücklichen, und dass dies keine Kleinigkeit war, wird man mir glauben, wenn ich hinzufüge, dass der Mann stotterte.

Das Dorf Kutiliskaja machte auf mich einen ganz günstigen Eindruck. Es war etwa 3 Werst lang, und die Dorfstrasse — die sibirischen Dörfer sind gewöhnlich, wie ja sehr häufig auch anderwärts, an einer Strasse entlang gebaut — mochte über 100 Meter breit sein. Dies rief die Erinnerung an die Strasse Odori in Sapporo (Nord-Japan) in mir wach, welche auch gut ihre 20 Meter breit ist. Die Erinnerung an mein Heimatland und an meine Freunde daselbst hatte mich in eine wehmütige, aber doch zugleich behagliche Stimmung versetzt. Ich setzte mich an den Tisch und schrieb zahlreiche Briefe.

5. Tag.

Montag, den 11. Dezember

(29. Nov. russisch).

An diesem Morgen hatte die Behaglichkeit, die ich 12 Stunden lang genossen hatte, leider ein Ende. Die Strapazen der Reise begannen wieder, aber sie waren diesmal bedeutend geringer als sonst. Es war verhältnismässig warm und es lag nur wenig Schnee auf dem Boden. Die Temperatur war so hoch, dass ich sogar im Schlitten rauchte, was ich bisher nie thun konnte, weil man beim Rauchen die Hände braucht und diese bei der gewöhnlichen grossen Kälte sich verborgen halten müssen. Das Wetter war sehr klar und man hatte einen guten Ueberblick über das Land. Besonders schön war die Aussicht von einem Hügel etwa 5 Werst hinter Kutuliskaja.

Um $\frac{1}{4}$ 4 Uhr gelangten wir nach Zalalinskaja (6. Rast), etwa 30 Werst von Kutuliskaja, nachdem wir bereits 5 bis 6 kleine aus etwa 20 Häusern bestehende Dörfer seitwärts hatten liegen lassen und wiederum einigen Fussgängern begegnet waren.

An diesem Tage trafen wir einige von Tomsk nach Irkutsk ziehende Karawanen aus je etwa 200 Schlitten bestehend, welche zum größten Teile mit Fässern beladen waren.

Zalalinskaja besitzt ein Postamt, und so konnte ich endlich die abends vorher im Hause des Kosaken Pletenöff geschriebenen Briefe aufgeben. Ich fragte sofort nach dem Postamt. Ein Burjate, den ich traf, zeigte es mir. Mit dem Burjaten liess ich mich in ein Gespräch ein, wobei ich mir den Spass machte, mich ebenfalls für einen Burjaten aus Maimaitsching auszugeben, indem ich mein Russisch mit einigen Brocken Mongolisch mengte. Anfangs glaubte er mir nach meinen Gesichtszügen, als er aber nachher mongolisch sprach und ich dessen nicht mächtig war, merkte er natürlich, dass ich kein Burjate sei, worauf ich ihm gestand, dass ich ein Japaner wäre. Er kannte jedoch Japan nicht.

Im Karawanenhanse fand ich ein gutes Unterkommen. Freilich wollte mich die Wirtsfrau, da sie mich für einen Kutscher hielt, in das Zimmer zu den anderen Kutschern verweisen, bis ich ihr sagte, wer ich wäre, worauf ich dann in dem besseren Zimmer untergebracht wurde. Die Wirtin hatte 2 Töchter von 16 und 18 Jahren, schöne Mädchen, die sogar lesen und schreiben konnten. *) Dieselben brachten mir ein russisches Geographiebuch, woselbst auch die einzelnen fremden Nationalitäten aufgeführt waren. Japaner fanden sich

*) Es gehört zu den Seltenheiten, dass ein sibirisches Bauernmädchen lesen und schreiben kann.

darin nicht, nur Chinesen. Sie kannten also die Japaner nicht. Als sie darauf jedoch noch einen russischen Kalender brachten, in denen die Japaner Jisaburo Mukobata und Ichitaro Kitagaichi abgedruckt waren, die dem russischen Thronfolger, jetzigen Zaren Nikolaus II., in Otsu am Biwa-See bei der alten japanischen Hauptstadt Kyoto das Leben gerettet hatten, da wussten sie, wer die Japaner sind.

Hierbei erzählte ich den Mädchen näheres über jenes Attentat, nannte ihnen den Namen des Attentäters, Sanzo Tsuda aus Iga unweit Kyoto, welcher geistesgestört war und schon früher einmal auf seinen Oheim einen Mordversuch mit dem Schwert unternommen hatte. Derselbe ist übrigens zu Zwangsarbeit verurteilt und nach Kushiro auf Hockaido gesandt worden und dort gestorben, während die Retter des Thronfolgers, zwei Jinrikisha-Zieher — die Jinrikisha ist ein zweirädriges Personen-Fuhrwerk, von Männern gezogen — ein Geschenk von je tausend Rubeln erhielten und ausserdem eine lebenslängliche Jahrespension von 1000 Rbl.

Da es wieder kälter wurde, hatte ich, wie auch sonst in diesem Falle, die Absicht, während der Rast nicht oder nur sehr wenig zu schlummern, um dafür, wenn ich wieder unterwegs war, um so besser zu schlafen und auf diese Weise die Kälte weniger zu empfinden. Ich machte mich also daran, um mir die Zeit zu vertreiben, eine Reihe Briefe zu schreiben.

6. Tag.

Dienstag, den 12. Dezember

(30. Nov. russisch).

Um 1 Uhr morgens reisten wir ab. Ich wäre aber beinahe zurückgeblieben. Mein Schlitten fuhr gewöhnlich frei neben der Karawane mit. Nur wenn ich schlief, koppelte ich ihn an einen Schlitten der Karawane an. Auch bei der Abfahrt in Zalinskaja war mein Schlitten angekoppelt. Ich stieg, bevor wir das Dorf verlassen hatten, schnell noch einmal ab, um meine Briefe bei der Post abzugeben, was mich ein paar Minuten länger aufhielt, als ich geglaubt hatte. Ich hatte daher die grösste Mühe, die Karawane einzuholen, weil ich mit meiner schweren Pelztracht nur ausserordentlich mühsam vorwärts kommen konnte. Ich erreichte aber schliesslich meinen Schlitten doch noch und legte mich sogleich auf demselben zum Schläfe nieder. Ich schlief bis $1\frac{1}{2}$ 8 Uhr morgens, wo wir nach 23 Werst in das Dorf Miretoskaja kamen. In demselben befand sich ein Etappenhaus für die Verschiedenen, welches ich sehr gern besichtigt haben

würde; aber wir hielten hier nicht. Das Dorf ist ziemlich gross, besitzt jedoch keinen Bazar. Nachdem ich von hier aus wieder 7 Werst lang geschlafen hatte, trafen wir auf mehrere uns entgegenkommende Karawanen mit 100 bis 200 Schlitten, welche mit Petroleum und Getränken in Fässern beladen waren. Um 2 Uhr nachmittags kamen wir in Ziminskaja nach weiteren 25 Werst an. Hier kehrten wir (zur 7. Rast) ein. Es war bitter kalt. Mich fror jedoch diesmal nicht sehr, zumal ich über meine Pelzmütze noch eine Kappe gezogen hatte. Kurz vor dem Dorfe hatten wir einen Fluss mit sämtlichen Schlitten überschritten. Er war fest zugefroren.

Im Einkehrhause nahm uns eine Wirtin in Empfang, welche uns sehr freundlich entgegenkam, aber so fürchterlich schmutzig war, dass ich die Speisen, die sie uns vorsetzte, nur mit Widerwillen zu mir nahm. Die Einrichtung in diesem Hause war äussert dürftig; umsomehr erstaunte ich, hier eine prachtvolle Wanduhr zu finden, die ich sehr bewunderte. Gegen Abend kam ein Burjate*) zu mir, weil der Wirt ihm gesagt hatte, ich sei auch ein Burjate. Aber auch dieser Burjate merkte an meiner Unkenntnis des Mongolischen, dass ich kein Burjate sei.

*) Westlich von Irkutsk trifft man sehr selten Burjaten.

7. Tag.

Mittwoch, den 13. Dezember

(1. Dez. russisch).

Ich stand um $1\frac{1}{2}$ 3 Uhr morgens auf. Es wurde eilig gegessen, denn schon um 3 Uhr ging es weiter. Ich war noch sehr schläfrig, konnte aber wegen der grimmigen Kälte — unter 40° C. — im Schlitten zuerst nicht einschlafen. Um $1\frac{1}{4}$ 11 hatten wir bereits 30 Werst hinter uns und kamen nach Kimilteiskaja, nachdem wir etwa 5 Werst vorher ein grosses Dorf von ungefähr 500 Häusern hatten seitwärts liegen lassen, in welchem ich auffälliger Weise keinen Kirchturm bemerkt hatte.

Auch in Kimilteiskaja (8. Rast) wurden wir von einer sehr liebenswürdigen Wirtin freundlich aufgenommen, nur mit dem Unterschiede, dass die Wirtin hier jung, sehr schön und sehr sauber war. Im Gastzimmer an der Wand sah ich ein Bild hängen, das mich sofort sehr lebhaft interessierte als ich die Unterschrift las. Sie lautete auf deutsch „Spaziergang japanischer Affen“. So gleichgiltig auch die Darstellung seiltanzender Affen mir sonst

gewesen wäre, so interessierte mich doch hier, mitten in Sibirien, alles was mit Japan zusammenhing, natürlich sehr lebhaft. Mich erwartete aber noch eine andere grosse Freude. Ein Bauer suchte mich auf, der früher als Seemann auch nach Japan gekommen war und die japanischen Verhältnisse etwas näher kannte. Er wusste auch noch zwei japanische Lieder auswendig, die er in Hakodate von Geishas*) gelernt hatte und mir nun zu meiner grossen Freude vorsang. Das eine war das in

*) Unter dem Namen „Geisha“ (sprich Ge-i-scha) versteht man in Japan Mädchen, und auch, obwohl selten, Frauen, welche in Wirtschaften, Gasthäusern und Hotels, sowie auch bisweilen in Privatwohnungen auf Bestellung ihre Kunst im Tanzen und Singen zeigen. Bis zur grossen Umwälzung vor dreissig Jahren bestand in Japan ein sehr strenges Kastenwesen, das jedem Menschen von niedriger Herkunft das Emporkommen in höhere Stände unmöglich machte. Den jungen emporstrebenden Männern von solcher Abkunft blieb seit dem Aufblühen des Buddhismus vor etwa 1300 Jahren nur der eine Ausweg offen, Priester zu werden, wenn sie mit den oberen Ständen in Verkehr treten wollten. Mädchen von geringer Geburt aber blieb, auch wenn sie sich durch Bildung und Tugend auszeichneten, nach wie vor der Verkehr mit den besseren Ständen verschlossen. Da bildete sich vor etwa 8—900 Jahren von der damaligen Hauptstadt Kyoto aus ein eigener Stand, Shira-Bio-Shi genannt, dem solche achtbare Mädchen angehörten, die sich im Tanzen und Singen und besonders auch im Dichten hervorthaten. Wegen ihrer ausgezeichneten Künste kamen sie vor hohe Beamte und sogar Daimios (Lehnsherrn) und nicht wenige Mädchen dieses Standes wurden Nebenfrauen von hochgestellten Personen. Allmählich kam aber der Stand der Shira-Bio-Shi wegen unsittlichen Verhaltens so herunter, dass er in Verachtung und schliesslich ganz in Verfall geriet. Viele von ihnen wurden gewöhnliche Shogi oder Freudenmädchen. Vor etwa 300 Jahren,

Japan sehr beliebte und allbekannte Liebeslied:

„Oshoro Takashima oyobi mo nai ga
Semete Utasutsu Isoya made.“

(Nach Oshoro und Takashima ich Dir nicht folgen kann.
Nur bis Utasutsu und Isoya, Du geliebter Mann.)

Es sind dies die traurigen Worte, welche auf die Geliebte des Helden Yoshitsune, die ungefähr vor 700 Jahren lebte, Bezug haben als sie ihm, nachdem er mit seinem Bruder Yoritomo gekämpft hatte und nach Yezo geflohen war, bis nach Okamoigasaki folgte, wo sie der Sage nach in Stein verwandelt wurde, weil es nach alter japanischer Ueberlieferung keiner japanischen Frau vergönnt

als der erste Shogun Tokugawa die Herrschaft an sich riss, legte eine Shogi mit Namen Okuni, nachdem vorher in Japan noch niemals ein Theater bestanden hatte, den ersten Grund zur japanischen Schauspielkunst, der sich anfangs nur weibliche Personen widmeten. Wegen ihrer Unsittlichkeit verbot aber der Shogun den Frauen jedes fernere Auftreten auf der Bühne, und bis vor dreissig Jahren traten in Japan nur noch männliche Schauspieler auf, die auch die weiblichen Rollen mit aller Meisterschaft darstellten. Jetzt treten wieder Männer und Frauen gemeinschaftlich im japanischen Theater auf. Der erste Shogun sonderte auch die „Geisha“ (Gei: Kunst und Sha: Personen) von den „Shogi“ mit aller Strenge. Die früheren Schauspielerinnen wurden zumeist Geisha und verdienten ihr Brot durch Tanzen und Singen, dürfen aber jetzt nicht mit der Männerwelt in nähere Beziehungen treten, wenn sie nicht eine strenge Bestrafung gewärtigen wollen. Merkwürdig für die Fremden ist die Rangordnung zwischen den Shogi und den Geishas. Lädt nämlich ein Gast eine Shogi und eine Geisha ein, an seiner Mahlzeit theilzunehmen, so nimmt die Geisha den unteren Platz ein, da die Shogi als zeitweilige Frau in einem höheren Range steht.

war, über jene Landspitze auf Yezo (Hockaido), Okamoigasaki, hinaus nordwärts vorzudringen. Ihr Steinbild heisst noch heute Onna-Iwa (Frauenfels, Onna = Frau, Iwa = Fels). Wie tief jene Ueberlieferung im japanischen Volke wurzelte, sieht man am besten daraus, dass noch vor 30 Jahren so gut wie keine Japanerin sich auf Hockaido über Okamoigasaki hinaus befand.

Das andere Lied ist das in Japan nicht minder bekannte:

Nen neko okorori nen nekoyo
Obō san yoi ko da nen nekoyo
Obō san ga nen neko shita ato de
Yama saka koyete ikimashite.

Ashita wa hayaku ome samete
Oriko na obōsan no gohōbi ni
Aka no omamma toto soyete
Zambu zambu to agemasho.

Frei in's Deutsche übertragen, lautet das Lied ungefähr:

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wie der Wind will ich auch laufen,
Wenn Du eingeschlafen bist,
Ueber'm Berge einzukaufen,
Was mein Püppchen gerne isst,
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Will mein Herzchen auch belohnen;
Wenn es ausgeschlafen hat,
Isst es sich an Reis mit Bohnen
Und an guten Fischen satt.
Schlaf, Kindchen, schlaf!

In der Behausung der lieblichen Wirtin befanden wir uns alle äusserst wohl, zumal sie sich unserer Pflege auf das Liebreichste widmete, vornehmlich auch, worauf ich jetzt noch ganz stolz bin, meiner Wenigkeit. Hatte sie mir doch, als ich erfroren ankam, so dass ich kaum ein Glied rühren und mit den Fingern nichts anfassen konnte, sogar eigenhändig Wodki in den Mund eingeflösst, um mich zu erwärmen.

Nur dauerte das Vergnügen nicht zu lange. Wir mussten bis Abend oder vielmehr bis zur Nacht noch 32 Werst zurücklegen. Ich kaufte mir inzwischen Schreibpapier, was ich bisher seit unserer Abreise von Irkutsk nirgends vermocht hatte. Der Laden, in welchem ich das Papier kaufte, befand sich in einem für ein sibirisches Dorf sehr stattlichem Hause, welches gemauert und sogar mit einem Stockwerk über dem Erdgeschoss versehen war. Als die Karawane abfuhr, setzte ich mich mit Klimoff und Telmoff zu Tisch, um zu essen und zu trinken und um etwa 5 Uhr der Karawane mit unseren Schlitten nachzufahren. Es trat jedoch eine Verzögerung ein, indem mir meine Handschuhe abhanden gekommen waren. Ich durchsuchte alles vergebens. Zu kaufen bekam ich keine passenden, so dass ich in der grössten Verlegenheit war, denn ohne Handschuhe bei einem solchen Frost zu reisen, war unmöglich. Schliesslich hatte die Wirtin ein Paar alte und sehr schmutzige Handschuhe aufgetrieben, die sie mir anbot, und die ich wohl oder übel nehmen musste. Ich zahlte ihr

65 Kopeken dafür. So konnten wir denn endlich gegen 6 Uhr der Karawane nacheilen. Es war heller Mondschein, aber sehr kalt. Unterwegs sahen wir, wie sich einige Reisende ein Feuer auf dem Boden anmachten, um sich zu erwärmen. Ein Fuhrwerk sah ich in der Nähe nicht, doch muss wohl eins in der Nähe gewesen sein, und sie werden wohl Heu zum Feuer benutzt haben, denn auch wir hatten schon wiederholt das mitgeführte Heu als Brennmaterial gebraucht. Schlafend durchfuhr ich das Dorf Listwjanskaja, 20 Werst von Kimilteiskaja, und kam um 2 Uhr morgens, am 14. Dezember, in Kuitunskaja (noch 18 Werst weiter) an (9. Rast).

8. Tag.

Donnerstag, den 14. Dezember

(2. Dez. russisch).

Um 1 Uhr, etwa 4 Werst vor dem Dorfe Kuitunskaja, wachte ich erst aus dem Schlafe auf und sah einen Wegweiser*), der uns anzeigte, dass wir nur noch 4 Werst bis Kuitunskaja hatten, was mich erklärlicher Weise in eine sehr gute Laune versetzte. Das Dorf war gross, und besass ein schönes und sehr gut eingerichtetes Karawanen-Einkehrhaus. Im Gastzimmer traf ich drei gebildete Russen, mit denen ich eine bessere Unterhaltung anknüpfte, ein Vergnügen, dass ich seit einer Woche entbehrt hatte. Dabei verging uns die Zeit sehr schnell. Erst um 7 Uhr morgens trennten wir uns.

Ich legte mich sodann zum Schlafe nieder, schlief aber nur etwa eine Stunde. Um 10 Uhr setzte sich unsere Karawane wieder in Bewegung. Wir hatten eine sehr angenehme Temperatur, wenigstens für sibirische Verhältnisse, nur -24° C.

*) In Sibirien befindet sich in Entfernung von je einer Werst ein Wegweiser.

Bis nachmittags 3 Uhr hatten wir 23 Werst zurückgelegt und gelangten nach Tulinskaja, nachdem wir unterwegs nur ein altes Ehepaar getroffen hatten, arme Leute mit dem Brotsack und einem Kessel auf dem Rücken und einem Stock in der Hand. In diesem Aufzuge ziehen Arme und Bettler gewöhnlich durch das Land. Den Kessel benutzen sie, um Suppe oder Thee zu kochen. In Tulinskaja, einem Dorfe von etwa 100 Häusern, befindet sich ebenfalls ein Etappengefängnis für die Versickten. Unmittelbar vor dem Dorfe fällt die Dorfstrasse sehr steil ab, sodass uns auch ein Pferd stürzte, was etwa eine Stunde Zeitverlust verursachte. Wir konnten uns daher hier nicht länger aufhalten und zogen sogleich weiter. Noch etwa 5 Werst legten wir bei leidlicher Helle zurück, dann wurde es dunkel. Der Weg führte meist durch waldiges Gebiet. Wir machten unterwegs nur einmal Halt, als wir plötzlich auf ein im Erlöschen begriffenes Feuer stiessen. Wir benutzten die Gelegenheit, schürten das Feuer von neuem an und warfen frisches Heu darauf, so dass es bald lustig brannte. Nach dieser kleinen Unterbrechung kamen wir nach weiteren 15 Werst in der Dunkelheit um etwa 9 Uhr abends nach Scheragulskaja, 325 Werst von Irkutsk. Hier kehrte ich (10. Rast) in einer zwar kleinen, aber leidlich sauberen Wirtschaft ein, plauderte noch mit der 12 bis 13jährigen Tochter der Wirtsleute und streckte mich dann auf die Ofenbank nieder.

9. Tag.

Freitag, den 15. Dezember

(3. Dez. russisch).

Um $1\frac{1}{2}$ Uhr morgens wurde ich geweckt. Ich hatte zu lange geschlafen und kaum Zeit, die Vorbereitungen zur Weiterreise zu treffen. Die Karawane selbst war schon fort, nur Klimoff und Telmoff waren ausser mir noch da. Die Zeit reichte nicht mehr hin, um uns noch Essen bereiten zu lassen, und wir wollten essen, was die Kutscher übrig gelassen hatten. Der Wirt liess es sich aber durchaus nicht nehmen, uns dennoch anderes Essen zu bereiten, was uns freilich noch länger aufhielt. Dann jagten wir der Karawane nach und erreichten sie auch nach einiger Zeit. Dann schlief ich 16 Werst. Als ich erwachte, sah ich, wie der Weg uns an einem Flussufer entlang führte. Im Flusse waren zahlreiche Schiffe eingefroren. Das Wetter war sehr schön. Ich hatte mich leichter angekleidet und trug nur einen Pelz. Ich konnte daher den Weg teilweise zu Fuss zurücklegen. Das nächste Dorf hiess Tulunowskaja

und war 26 Werst von Scheragulskaja entfernt. Vor dem Einzuge passierten wir eine Brücke, an welcher sich ein Zollamt befand. Wir mussten unsere Papiere vorlegen und konnten erst weiter fahren, als sie eingehend geprüft waren. Neben dem Wirtshause, in dem wir (11. Rast) einkehrten, lag das Post- und Telegraphen-Amt sowie ein stattliches dreistöckiges Kaufhaus, wie man es selbst in Wladiwostok und Irkutsk, von den öffentlichen Gebäuden abgesehen, nur selten sieht. Das Dorf besitzt eine Apotheke, eine Knaben- und eine Mädchenschule, 2 grosse Kirchen und einen grossen Bazar. Lange hielten wir uns hier jedoch nicht auf. Schon um $\frac{3}{4}$ 11 ging es weiter. Es war der wärmste Tag meiner nunmehr 9tägigen Reise von Irkutsk ab. Wir hatten nur -20° C. Ich fühlte mich denn auch erklärlicherweise sehr wohl. Mit Gesang zog ich zu Fuss der Karawane voraus. Bis 6 Uhr abends hatten wir 25 Werst zurückgelegt und passierten, ohne uns aufzuhalten, Kuruzanskaja, und um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr nachts kamen wir in Schebarutinskaja an (12. Rast). Wir hatten also an diesem Tage im ganzen 70 Werst zurückgelegt. Hier erst gönnten wir uns die wohlverdiente Ruhe. Die Wirtin, die uns in Empfang nahm, war jung und schön, sprach wenig, aber mit so sanfter Stimme, wie selten eine russische Bauernfrau, und verpflegte uns sehr gut. Namentlich meiner Persönlichkeit nahm sie sich an. Wenn ich nur überall solche holde, liebeiche Wirtinnen gehabt hätte!

10. Tag.

Sonnabend, den 16. Dezember

(4. Dez. russisch).

Wir brachen um 6 Uhr morgens auf, nachdem ich vorher ein tüchtiges Frühstück, welches aus Suppe, Brot und Kalbfleisch bestand, eingenommen hatte. Die schöne Witterung hielt noch immer an. Während ich daher sonst immer gewünscht habe, möglichst schnell das nächste Dorf zu erreichen, ging es mir jetzt viel zu schnell. Nach 21 Werst passierten wir Hudoelanskaja und kamen nach weiteren 16 Werst nach Hingui, wo die 13. Rast um $\frac{3}{4}$ 3 Uhr nachmittags gemacht wurde und wir zunächst eine Mahlzeit einnahmen. Unsere Nahrung bestand schon seit den letzten Tagen nicht mehr aus Fisch-, sondern aus Fleischspeisen, da der grosse fischreiche Fluss Angara von hier zu weit entfernt war. Auch noch die nächsten 6 Tage meiner Reise bekam ich keinen Fisch zu Gesicht, bis erst wieder in Kansk. Das Fleisch war dagegen in Hingui sehr billig. Das russische Pfund guten Fleisches kostet hier 5 Kopeken, in Irkutsk 10 Ko-

peken. Andere Verbrauchsmittel waren aber teuer. So kostete beispielsweise das Petroleum in Hingui 13 Kopeken das Pfund, in Irkutsk 20 Kopeken, in Tomsk 8—10 Kopeken.

Um $1\frac{1}{2}$ 7 Uhr abends verliessen wir Hingui und reisten über Kirgitsuiskaja (12 Werst) ununterbrochen bis 4 Uhr früh, wo wir nach einer Reise von weiteren $21\frac{1}{2}$ Werst in Nesiune - Udinsk (14. Rast), der ersten Stadt seit Irkutsk, anlangten.

Auf dem Wege dorthin begegneten wir einer Anzahl Karawanen, deren Schlitten fünf- und sechsspännig fuhren und welche u. a. grosse schwere Maschinen transportierten.

Karawanen-Reise

zwischen

Nesiune-Udinsk und Kànsk.

(306 Werst — 5 Tage.)

11. Tag.

Sonntag, den 17. Dezember

(5. Dez. russisch).

Nesiune-Udinsk ist eine Stadt von 4000 Einwohnern. Sie ist von Petersburg 5130 Werst und von Irkutsk, der Hauptstadt dieser Provinz, 483 Werst entfernt. Ich konnte, da ich nur die Nacht hindurch hier blieb, die Stadt leider nicht näher kennen lernen. Eine breite Strasse führte in die Stadt. Beim Eintritt um 4 Uhr morgens passierten wir ein hölzernes Thor, welches, wie in so vielen anderen Städten, bei Gelegenheit des Durchzuges des russischen Thronfolgers auf seiner Rückreise von Japan errichtet worden war. Im Einkehrhause, einem stattlichen Gebäude, wurden wir von dem Wirt, einem

hässlichen, finsternen Gesellen, und seinem Sohn, einem stattlichen jungen Manne, empfangen und ganz gut mit Brot, Fleisch, Kohl und Thee verpflegt, worauf ich mich auf einem Divan zum Schlafen niederlegte. Ich konnte jedoch nur bis 7 Uhr der Ruhe pflegen. Dann musste ich auf, denn die Kutscher waren bereits mit den Reisevorbereitungen beschäftigt.

Um 8 Uhr ging die Reise denn auch weiter. Die Witterung war sehr milde, etwa — 20 bis 25° C. Der Weg ging jetzt auch nicht mehr durch eine einförmige Ebene, wie bisher zumeist, sondern zog sich zwischen zwei Berghöhen in einem Thale hin. Ich ging streckenweise zu Fuss und rauchte auch, weil ich bei der milden Witterung meine Hände wieder gebrauchen konnte. Auf dem Boden lag nur sehr wenig Schnee. Ich sah sogar Grasflächen, die vom Vieh abgeweidet wurden. Nach etwa 20 Werst kamen wir in ein dicht am Fusse eines Berges gelegenes Dorf Maruskaja.

Das Dorf musste sehr arm sein, denn ich sah hier nur eine elende Kapelle, während doch der Russe, wenn er es nur irgend im Stande ist, für die Kirche alles thut. Wir hielten uns hier auch gar nicht auf, sondern zogen weiter. Um $1\frac{1}{2}$ 3 Uhr nachmittags waren wir über waldiges, hügeliges Gelände in Ukowskaja angelangt, 28 Werst von Nesiune-Udinsk.

Das Dorf enthielt, wie ich auf der am Eingange stehenden Tafel*) las, 186 Häuser, 512 männ-

*) Man findet diese überall in Sibirien.

liche und 411 weibliche Einwohner. Um das Dorf lief, wie so vielfach bei sibirischen Dörfern, ein Zaun, welcher beim Eintritt sowie beim Austritt der Dorfstrasse unterbrochen war. An den Eingängen der Dörfer befindet sich in der Regel während des Sommers ein Wächter, während des Winters dagegen nicht. Derselbe soll offenbar nur den Austritt von Vieh aus den Dörfern, der ja nur im Sommer zu befürchten ist, verhindern. In Ukowskaja nahmen wir die 15. Rast.

Eine Merkwürdigkeit sah ich hier im Wirtshause, nämlich wirklichen Tabak; das, was der sibirische Bauer fast ausnahmslos raucht, ist nicht eigentlicher Tabak, sondern Machorka, eine Grasart, die man als Tabak benutzt. Auch hier wurden wir im Wirtshause, wie meistens, sehr zuvorkommend aufgenommen. Ich war bald mit den Wirtsleuten und deren siebenjährigem Töchterchen recht vertraut. Die letztere ging fleissig in die Schule und konnte schon lesen. Darum wollte ich ihr ein Buch kaufen, aber sie meinte, ein Schieferstift sei ihr lieber. Ich kaufte ihr daher einige mit buntem Papier überzogene Schieferstifte. Auch mit der Wirtin plauderte ich viel. Sie interessierte sich für die japanische Sprache sehr und wollte durchaus, ich solle ihr ein paar japanische Worte beibringen, damit sie gelegentlich, wenn einmal wieder ein Japaner bei ihr eintreten sollte, damit glänzen könne. Ich schrieb ihr daher einzelne Worte auf, so Bansai = Prosit, Atama = Kopf, Kutschi = Mund, Hana = Nase,

Me = Augen, Kami = Haar, Mimi = Ohr. Die Wirtin konnte sogar schreiben.

Um 6 Uhr abends reiste die Karawane wieder ab, während ich mit Klimoff und Telmoff ihr um etwa 7 Uhr nachreiste. Beim Abschiede nötigte mich die Wirtin, sechs Glas Wodki hintereinander auszutrinken. Das benahm mir jedoch den Appetit zum Essen; ich ass daher nur meine Suppe und zog mit ziemlich leerem Magen ab. Es ging rasch vorwärts. Ohne Aufenthalt zogen wir über Kamischetskaja (17 $\frac{1}{2}$ Werst) nach Zamzorskaja (noch 24 Werst), wo wir gegen 5 Uhr morgens am 18. Dezember ankamen. (16. Rast.) Auf dem Wege war ein Schlitten unserer Karawane zusammengebrochen. Wir mussten daher den Thee umpacken. Auch auf meinen Schlitten wurden 2 Ballen gepackt, so dass der Raum für mich selbst sehr beschränkt wurde. Die Kälte hatte unterdessen wieder furchtbar zugenommen. Wir hatten unter — 40° C. Ich hatte fast den ganzen Weg (41 Werst) gut geschlafen und kehrte noch ganz verschlafen in das Wirtshaus ein. Niemand weckte mich, denn Klimoff und Telmoff hatten ja mit ihren Angelegenheiten zu thun, auch hatte ich mich vorher mit ihnen überworfen, weil ich halb im Schläfe geschimpft hatte, als die Ballen auf meinen Schlitten gepackt wurden. So lag ich denn vergessen über $\frac{1}{2}$ Stunde da, bis ich von selbst erwachte, in das Haus ging und mich nach dem Essen auf meinen am Fussboden ausgebreiteten Pelz legte und wieder weiter schlief.

12. Tag.

Montag, den 18. Dezember

(6. Dez. russisch).

Als ich um $1\frac{1}{2}$ 8 Uhr morgens geweckt wurde, hatte ich nicht mehr Zeit, zu essen. Ich hätte sonst der Karawane wieder nachfahren müssen, was ich diesmal nicht mochte, weil viel Schnee auf der Erde lag und ein Nachfahren im Schnee eine schwierige Sache war. Daher fuhr ich nüchtern los. Nach 7 Werst reisten wir durch das kleine Dorf Arugaschewskaja und kamen nach ferneren 17 Werst nach Alzamaiskaja, einem grossen Dorfe mit Poststation. Es war gerade ein Feiertag, alles war festlich gekleidet und man hatte an allen Häusern reich geflaggt. Ohne Aufenthalt ging es noch 7 Werst weiter nach Nikoliskaja, 31 Werst von Zamzorskaja, wo wir um 6 Uhr nachmittags, ankamen. Die Tagesreise war für mich sehr beschwerlich, da ich vom Hunger arg geplagt wurde und nichts zu essen hatte. Dazu kam noch die grimmige Kälte von — 45° C. bei einem furchtbaren Schneesturm. Ich konnte daher trotz aller Anstrengungen nicht

eine Minute schlafen. Niemand kann sich wohl eine genügende Vorstellung machen, wie einem zu Mute ist bei solch' unbeschreibbarer Winterreise mit hungrigem Magen. Wer ahnt darum meine Freude, als ich das Dorf Nikoliskaja in Entfernung von einer Werst vor mir erblickte!

In der Wirtschaft, in welcher wir hier die 17. Rast nahmen, war bereits eine Karawane aus Tomsk eingekehrt, deren Kutscher zahlreiche Zobelfelle mit sich führten. In Ostsibirien giebt es noch heute, trotz des fortwährenden, sehr reichen Fanges, viele Zobel. Insbesondere im Ussuri-Gebiete sind sie stark vertreten.

13. Tag.

Dienstag, den 19. Dezember

(7. Dez. russisch).

Nach Mitternacht, um $1\frac{1}{2}$ Uhr, brach unsere Karawane, nachdem sie sich ausreichend verpflegt hatte, auf, während wir drei etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden später nachfuhren. Für den vor Zamzorskaja zusammengebrochenen Schlitten war inzwischen ein neuer besorgt worden, so dass ich das zugelegte Gepäck von meinem Schlitten los wurde und den Schlitten wieder allein für mich hatte. Die Witterung hatte sich inzwischen noch verschlechtert, die Kälte zugenommen, und ein noch heftigerer Schneesturm brach los; wir legten aber doch bis $9\frac{1}{4}$ Uhr morgens eine Strecke von über 35 Werst zurück. Um diese Zeit kamen wir über Rasugonnaja ($12\frac{1}{2}$ Werst) in Baeronowskaja an, wo wir uns (18. Rast) die wohlverdiente Ruhe gönnten. Ich hatte zum Glück von Nikoliskaja an bis 5 Werst vor Baeronowskaja schlafen können. Ich zog mich bald in das Zimmer zurück, welches ich glücklicherweise diesmal für mich allein an-

gewiesen erhielt, und ich konnte seit langer Zeit wieder einmal meine Unterwäsche wechseln, was mir ausserordentlich wohl that. Dann setzte ich mich behaglich hin, um mein Tagebuch zu vervollständigen und Briefe zu schreiben.

Gegen 1 Uhr endlich brachen wir wieder auf und kamen nach einer Fahrt von 21 Werst um 6 Uhr nach Biruschinskaja, dem letzten Dorfe der Provinz Irkutsk. Das Dorf hat eine sehr schöne Lage am Fusse eines ziemlich steil abfallenden Hügels. Auch unsere Strasse ging dermassen steil bergab, dass es gefährlich war, auf dem Schlitten zu bleiben und wir deshalb alle zu Fuss gingen. Wir zogen durch das Dorf ohne Aufenthalt hindurch. Dasselbe ist 7 Werst lang und das längste Dorf, das ich in Sibirien gesehen habe. Leider bemerkte ich in dem Dorfe keine Post, um meine Briefe daselbst abzugeben, so aufmerksam ich auch suchte. Noch 3 Tage lang musste ich die Briefe mit mir herum tragen, bis ich sie endlich in Kansk los wurde.

Nach weiteren 14 Werst kamen wir nach Tscheremukowaja um etwa 8 Uhr abends. Es war fast unerträglich kalt, weshalb ich streckenweis zu Fuss ging, um mich zu erwärmen. Zum Glück war das Wetter wenigstens klar. Es fiel kein Schnee; wir hatten vielmehr prachtvollen Mondschein. Das Dorf Tscheremukowaja ist das östlichste Dorf der Provinz Jenisseisk an der Hauptstrasse. Wir hielten hier die 19. Rast und fanden im Wirtshause eine freundliche Aufnahme. Wir sassen bald im Gastzimmer in angenehmer Plauderei begriffen. Auch

mit dem Wirt unterhielt ich mich. Als er hörte, dass ich Japaner sei, fragte er mich, ob es denn wahr sei, dass der russische Thronfolger mit seiner japanischen Reise den Zweck verfolgt habe, eine japanische Prinzessin zu heiraten, und das deshalb, weil viele Japaner dies nicht wollten, einer das Attentat auf ihn verübt habe; und ob es ferner wahr sei, dass er noch einmal nach Japan reisen wolle, weil er in die Prinzessin sehr verliebt sei. Diese Gerüchte hörte ich zwischen Streschtsinsk und Tomsk ziemlich häufig, von da an nach Westen aber nicht mehr. Ich erklärte dem guten Mann, dass das Unsinn wäre, worauf er mich fragte, weshalb ich denn in das Ausland reise. Ich machte mir den Spass und sagte zu ihm: „Ich will mir eine Braut suchen.“

„O, die kann ich Ihnen verschaffen,“ meinte er zuvorkommend und holte mir vier junge Mädchen, darunter zwei seiner Töchter, denen er mich vorstellte und mit denen ich sehr angenehm plauderte.

Dann wollte ich mich endlich zur Ruhe legen. Da bemerkte ich, dass ich meine Decke auf dem Schlitten gelassen hatte. Ich musste sie also holen und lief deshalb in meinem gewöhnlichen Anzug, wie ich ihn im Zimmer anhatte, quer über den Hof nach dem Schlitten, nahm meine Decke und eilte in das Haus zurück. Die Kälte war jedoch so furchtbar, dass ich bei diesem kurzen Gange nahezu alles Gefühl am Körper verlor. Ich war wie starr und hatte Mühe, wieder Leben in meine Glieder zu bekommen. Ich ruhte dann noch ein

wenig auf dem Divan, musste aber bald an die Vorbereitungen zur Weiterreise gehen. Denn schon um 11 Uhr abends zogen die Kutscher ab. Eine halbe Stunde später folgten wir nach, nachdem Klimoff noch die Zeche bezahlt hatte, nämlich für jeden Kutscher 30 Kopeken, für uns 45 und für 1 Pud Hafer 50 Kopeken, für europäische Verhältnisse sicherlich äusserst billige Preise. Man muss hierbei berücksichtigen, dass jede Person zwei Mahlzeiten genossen und jeder von den Kutschern dazu je einen Wodki getrunken hatte, während wir trinken konnten, so viel wir wollten. Auch wird die Bezahlung in der Regel nicht in baarem Gelde, sondern in Gestalt von Thee geleistet.

Im Augenblick der Abreise bemerkte ich noch, dass mir mein Reiseplan mit Entfernungsangaben abhanden gekommen war. Ich war darüber sehr ungehalten. Der Wirt, der denken mochte, ich bezichtigte ihn des Diebstahls, entschuldigte sich bei mir und erklärte, er könnte einen solchen Reiseplan ja doch nicht gebrauchen. Der Plan fand sich später wieder vor; Klimoff hatte ihn aus Versehen mit eingesteckt. Für mich wäre der Plan ein sehr grosser Verlust gewesen, denn ich hätte wohl auf der ganzen Reise bis Tomsk schwerlich einen solchen zu kaufen bekommen.

14. Tag.

Mittwoch, den 20. Dezember

(8. Dez. russisch).

Seit der Abreise von Tscherimukowaja um $1\frac{1}{2}$ 12 Uhr nachts zogen wir ohne Aufenthalt über Porowino-Tscheremchowsk (9 Werst) und Kurutschinskaja (noch 19 Werst). Ich konnte diese ganze Strecke über schlafen und noch 3 Werst weiter. Als ich erwachte, hatten wir nur noch 3 Werst bis Reschet, wo wir um 9 Uhr morgens einkehrten (20. Rast). Das Wirtshaus war sehr reinlich. Als wir um $1\frac{1}{2}$ 3 Uhr wieder aufbrachen, konnte ich meinen auf dem Schlitten zurückgelassenen Pelz kaum anziehen, so steif war er gefroren, nachdem er vorher von der körperlichen Ausdünstung feucht geworden war.

Nach etwa 22 Werst zogen wir durch Tinskaja um etwa 8 Uhr abends. Ich war unserer Karawane vorausgeeilt, um mit Musse nach einer Post zu suchen. Ich fand jedoch keine. Ebenso suchte ich vergeblich nach einer Wirtschaft, wo ich Wodki kaufen konnte, denn es war mir furchtbar kalt.

Die Häuser im Dorfe waren schon alle dunkel und zugeschlossen, weil die Bewohner bei einbrechender Dämmerung schon zu Bette gehen und ihre Thüren fest verriegeln und niemand hineinlassen, aus Furcht vor Räubern und Dieben. Nun kehrte ich um und zog durch das 3 Werst lange, menschenleere Dorf wieder zurück, mühselig mich in meinem schweren Pelz schleppend, traf aber zu meinem Schrecken die Karawane nicht an, obwohl sie doch schon längst hätte da sein müssen. Ich bekam daher Angst, indem ich glaubte, ich hätte mich verirrt, bis ich endlich zum Glück die Karawane ankommen sah. Sie hatte am untersten Ende des Dorfes eine andere Karawane getroffen, mit welcher sie sich aufgehalten hatte. In Tinskaja machten wir leider keine Rast und so ging es weiter in die Nacht hinein.

15. Tag.

Donnerstag, den 21. Dezember

(9. Dez. russisch).

Um 3 Uhr morgens kamen wir in Poima an, wo wir wieder Halt machten (21. Rast). Eine alte saubere Wirtin empfing uns hier und bewirtete uns recht gut, Sie setzte uns insbesondere Braten und dazu eine besondere Art von Pilzen vor, die ich schon von Japan her kannte und die dort in der Regel unter Kiefern wachsen. Dieselben Kiefern wachsen auch in Sibirien, aber ich habe niemals diese Art Pilze darunter gesehen. Ich erhielt sodann ein schönes Zimmer zugewiesen und ich hätte mich auch hier zweifellos sehr wohl befunden, wenn es nur wärmer gewesen wäre. Die Heizung liefs jedoch viel zu wünschen übrig und ich hätte recht frieren müssen, wenn ich nicht zum Glück hier zwei Pelze gefunden hätte, in die ich mich einhüllte, worauf ich mich dann einigermaßen behaglich fühlte.

Morgens stand ich erst um $1\frac{1}{2}$ Uhr auf, als die Kutscher bereits im Begriff standen, abzufahren. Ich hatte also keine Zeit mehr, etwas zu essen, sondern nahm vor der Abreise nur ein paar Schluck

warmen Wassers anstatt Thee zu mir. Dies war mir sehr unangenehm, liess sich aber nicht ändern. Ich konnte auch keinem einen Vorwurf machen, dass ich nicht geweckt wurde. Denn in dem Hasten und Treiben der Vorbereitungen zum Aufbruch kam es nur zu leicht vor, dass jemand, der nicht selbst auf sich achtete, bis zum letzten Augenblicke vergessen wurde. Dazu kam, dass meine ständigen Zimmergenossen, Klimoff und Telmoff, stets lange vor mir aufstehen mussten, während mir, der ich nichts zu thun hatte, längere Ruhe vergönnt war. Ich konnte bis $\frac{1}{4}$ 2 Uhr nachmittags nichts geniessen, bis wir in Ilanskaja (33 Werst) ankamen und dort im Wirtshause einkehrten. Ich konnte nur 13 Werst verschlafen, was um so schlimmer für mich war, als es wiederum grimmig kalt geworden (-46°C.) und ich bei meinem nüchternen Magen die Kälte noch viel schlimmer empfand. Ich konnte es daher auf dem Schlitten nicht aushalten und musste grössere Strecken nebenher laufen. Man kann sich denken, mit welchem Gefühl ich nach unserer Ankunft in Ilanskaja Wodki und Thee zu mir nahm und mich dann der Ruhe im geheizten Zimmer überliess. Bis 4 Uhr ruhte ich, dann wurde die Hauptmahlzeit eingenommen, welche mich ganz besonders freudig überraschte. Es gab nämlich zum erstenmal wieder wegen der Nähe des Flusses Kan seit etwa einer Woche Fischspeisen, die ich als Japaner so sehr liebe.

Eine kleine Beobachtung muss ich hier einschalten. Meine Wirtin wollte ausgehen und wegen der zu grossen Kälte ihre kleinen Kinder zu Hause lassen.

Aber die Kinder weinten heftig und hatten vor der Kälte nicht die mindeste Angst. Schliesslich nahm die Mutter ihre Kleinen auch mit. Man sieht, wie die Sibiriaken von klein auf die Kälte durchaus nicht scheuen.

Um 5 Uhr reisten wir weiter, ununterbrochen 27 Werst bis Kànsk, wo wir gerade um Mitternacht, also mit Anbruch des 22. Dezember, ankamen. Zum Unglück hatten wir übrigen die mit Klimoff vorausziehende Karawanen-Abteilung, die, um Quartier zu machen, schneller fuhr, aus dem Gesicht verloren, so dass wir nicht wussten, wohin wir uns zu wenden hatten. Wir fuhren in den Strassen irre und verloren so eine volle Stunde Zeit. Denn bei unserem Einzuge in die Stadt hatte es auf der grossen Stadtkirche neben dem Bazar 12 Uhr geschlagen, jetzt schlug es 1 Uhr und dabei die furchtbare Kälte! Ich suchte vergeblich nach einem Wirtshause, um wenigstens einen Wodki zu trinken, es war jedoch alles zu. Nur einen Nachtwächter sah ich auf der Strasse, den ich fragte, wie viel Grad Kälte es denn wären. Er erwiderte, es seien — 48° C., die grösste Kälte in Kànsk seit Anfang dieses Winters. Nach 1 Uhr endlich fanden wir den anderen Karawanenteil, der auch uns schon gesucht hatte. So kehrten wir denn endlich in das Wirtshaus ein (22. Rast), um uns von unseren Mühsalen zu erholen.

Karawanen-Reise

zwischen

Kànsk und Krasnojarsk.

(216 Werst — 4 Tage.)

16. Tag.

Freitag, den 22. Dezember

(10. Dez. russisch).

Nach dem Essen zog ich mich um 2 Uhr morgens zum Schlafe zurück. Da ich jedoch nicht einschlafen konnte, setzte ich mich an den Tisch und schrieb einen Bericht an eine japanische Zeitung. Um 4 Uhr endlich legte ich mich nieder und schlief bis 6 $\frac{1}{2}$ Uhr, worauf mir zu meiner grossen Freude die Wirtin ein Bad anbot. Dies war, wie ich hier bemerke, auf meiner ganzen Reise zwischen Irkutsk und Tomsk das einzige Mal, dass mir ein solcher Genuss geboten wurde. Ich begab mich in den Baderaum, wo ich auch Klimoff und Telmoff schon antraf. Freilich war der Raum so klein, dass wir

drei kaum den nötigen Platz finden konnten, uns zu bewegen; auch war zu wenig Wasser da. Immerhin aber hat ein solches russisches Dampfbad viel Erfrischendes.

Um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr nahm ich mein Frühstück ein und ging dann in die Stadt, um vor allen Dingen erst meine Briefschaften zur Post zu bringen. Dabei besichtigte ich auch die Stadt. Sie liegt am Kanflusse und hat 4000 Einwohner. Sie gehört zur Provinz Jenisseisk, deren Hauptstadt Krasnojarsk ist. Die Stadt machte auf mich einen sehr freundlichen Eindruck; sie besitzt einen grossen Bazar und mehrere schöne Kirchen.

Als ich endlich auf die Post kam, sah ich zu meinem Erstaunen, dass man in einer solchen Stadt nicht wusste, wo Japan liegt. Ich musste die Beamten über die Beförderung meiner Briefe erst genau unterrichten. Die Briefe mussten nämlich nicht ostwärts über Wladiwostok, sondern westwärts gesandt werden. Es war der 22. Dezember. Ostwärts gesandt, würden die Briefe erst Mitte Februar in Wladiwostok angekommen sein und da von dort im Winter wegen des Eises kein Schiff geht, hätten die Briefe erst mit dem ersten Frühjahrsdampfer Anfang April nach Japan abgehen und dort etwa Mitte April an ihrem Bestimmungsorte anlangen können. Ganz anders steht es mit dem ausserordentlich viel längeren Wege westwärts um den Erdball. Briefe von Kansk nach Petersburg brauchen nur 20 Tage; von hier über Hamburg oder London und Amerika nach Japan

noch etwa 30—40 Tage, zusammen also nur 50—60 Tage. Die Briefe sind auf diesem Wege, vom 22. Dezember ab gerechnet, schon Ende Februar, also etwa 5—6 Wochen früher, in Japan als über Wladiwostok. Diese Auseinandersetzung verstanden denn endlich die Postbeamten, mit denen ich mich dann noch eine Weile unterhielt.

In den Gasthof zurückgekehrt, nahm ich noch eine Mahlzeit ein und reiste dann mit der Karawane um $1\frac{1}{2}$ 12 Uhr mittags ab. Die Kälte war noch immer dermassen, dass mein oberster Pelz hartgefroren war. Nach 25 Werst kamen wir um 7 Uhr abends nach Bolscheurinskaja, einem 2 Werst langen, sehr schön in einem tiefen Thaleinschnitt gelegenen Dorfe. Unsere Strasse fiel nach dem Dorfe zu sehr steil ab und stieg hinter demselben ebenso steil wieder an. In der Mitte wird das Dorf von einem Flusse durchströmt, über den eine Brücke führt.

Vor dem Dorfe sah ich eine lange Karawane, die eine grosse schwere Dampfmaschine schleppte. In Bolscheurinskaja wurde nicht Halt gemacht, sondern wir fuhren noch 22 Werst weiter nach Klitschewskaja, wo wir um Mitternacht ankamen. Auch auf diesem Wege versuchte ich durch Laufen mich zu erwärmen, was mir jedoch nur unvollkommen gelang. Zudem war mein Hunger sehr gross. Seit Mittag hatte ich nichts gegessen. Man kann sich denken, dass ich jede einzelne Werst bis Kliuschewskaja abzählte. Die Entfernungen von einem Ort zum anderen jeden Augenblick zu wissen, ist überhaupt in Sibirien sehr leicht, weil auf den

Verkehrsstrassen sich alle Werst lang ein die Entfernung angebender Wegweiser befindet. Auch in der Nacht, zumal bei Mondschein sind dieselben gut zu erkennen.

In Kliutschewskaja (23. Rast) erwarteten mich endlich die ersehnte Mahlzeit sowie die Ruhe in einem warmen Zimmer. Ein halbes Stündchen unterhielt ich mich nach genossener Mahlzeit noch im Gastzimmer, dann legte ich mich um etwa 11 $\frac{1}{2}$ Uhr auf dem Ofen zum Schlafe nieder, obwohl es hier übermässig warm war.

Diesen Abend sah ich zum ersten Male zwei Schutzleute in einem Dorfe, eine sehr grosse Seltenheit, weil sonst auf dem Lande die Kosaken für die öffentliche Sicherheit und Ordnung sorgen.

Da erinnerte ich mich der Schutzleute in Wladiwostok und zugleich meiner dortigen schrecklichen **Gefängnisgeschichte**, die ich nach meinem Tagebuche kurz erzählen will:

„Wie ich ins Gefängnis von Wladiwostok geworfen wurde.“

Es war in der elften Abendstunde des 1. Februar 1893, als ich in Wladiwostok von der Badeanstalt auf dem Heimwege begriffen plötzlich an der Stelle, wo die Eisenbahn die Hauptstrasse durchschneidet, von vier Polizeibeamten angehalten und aufgefordert wurde, ihnen fünf Rubel zu geben.

Ich antwortete kurz: „Ich habe kein Geld!“ und wollte weiter. Aber sie hielten mich zurück und sagten zunächst noch in einem bittenden Tone, ich möchte ihnen dann wenigstens drei oder zwei Rubel schenken.

Mein Erstaunen über den ganzen Vorgang machte mich unvorsichtig. Ich hätte mich mit irgend einer Summe von diesen „Sicherheitsbeamten“ loskaufen sollen. Auch die kleinste Gabe hätten sie gewiss angenommen. Aber in meiner gerechten Entrüstung gab ich den Männern statt Geld die mir vom Zorn diktierten Worte: „Weshalb soll ich Ihnen Geld geben? Befinde ich mich denn unter Chinas oder Koreas diebischem Beamten gesindel, oder sind Sie Beamte des mächtigen Kaisers Alexander? Ich denke, dass Sie von Ihrem Zaren Ihr Gehalt bekommen und also nicht nötig haben, Fremde in dieser Weise anzubetteln. Ich gebe nichts!“

Kaum hatte ich das gesagt, als mich ein Polizist am rechten, ein zweiter am linken Arme packte; einer ergriff mich an der Brust, und der vierte fasste mich hinten am Kragen. Dies geschah aber zunächst nur, damit sie meine Taschen durchsuchen konnten, wogegen ich mich jedoch energisch unter dem lauten Rufe: „Ist das Befehl Ihres Kaisers?“ zur Wehr setzte.

„Schweigen Sie!“ schrieten die Menschen mich an, und jetzt erst schleppten sie mich in der beschriebenen Weise zum Polizeibureau.

Auch hier war die erste Frage des mich verhörenden Beamten, was ich bei mir habe.

Ich erwiderte, dass ich nichts weiter bei mir trüge als ein Notizbuch und ein erst am Abend gekauftes Spiel Karten. Im übrigen aber möchte ich doch wissen, weshalb man mich hierhergebracht, da ich nicht das geringste begangen habe.

„Ich weiss bereits alles,“ entgegnete mir der Beamte. „Sie brauchen mir nichts mehr zu erzählen.“ Dann fragte er mich nach Namen und Wohnung.

„Ich heisse Kisak Tamai aus Japan und wohne im Hause Langelütje hier in Wladiwostok;“ erwiderte ich, „bitte nun aber endlich um meine Entlassung.“

Ich wurde statt aller Antwort in ein Nebenzimmer geführt, wo man meine Taschen einer gründlichen Revision unterzog, aber nichts fand sich als die von mir angegebenen Gegenstände: Spielkarten und Notizbuch, die mir beide fortgenommen wurden, und dann hiess es: „Mach, dass Du fortkommst!“ Da das Buch jedoch für mich wertvolle Notizen enthielt, so erbat ich dessen Zurückerstattung; die Antwort aber war eine so gebieterische Wiederholung des „Mache, dass Du fortkommst!“ dass ich mich eilends aus dem Bureau entfernte.

Ich mochte etwa dreissig Schritte vom Polizeiamt entfernt sein, als ein Beamter mir nachgelaufen kam, mich am Genick packte, und mich in das Gefängnis brachte.

Es war inzwischen Mitternacht geworden, als ich hier anlangte. Auf dem vor Schmutz starrenden Flur schiefen eine Anzahl Polizisten, von denen

einer geweckt wurde. Er öffnete mit seinem Schlüssel eine mit einem viereckigen Guckloch versehene Thür und stiess mich in einen stockfinsternen Raum hinein. Es war das Untersuchungsgefängnis von Wladiwostok.

Wie es dort drinnen aussah, in welcher Gesellschaft ich mich befand — dies alles sollte mir erst der nächste Morgen enthüllen. Zuvörderst war das, was mir der Geruchssinn verriet, geradezu entsetzlich. Ein pestartiger Gestank durchzog den Raum, der, wie ich an den vielen Menschenleibern bemerkte, über die ich hinwegstolperte, wie ein Heringsfass vollgestopft sein musste.

Ich suchte, mich irgendwo niederzulegen. Dass ich mir dabei in dieser Hölle noch den unappetitlichsten Platz ausgewählt, sollte mir nebst vielem anderen erst der anbrechende Tag enthüllen.

In welcher Verzweiflung ich ihn erwartete, lässt sich nicht beschreiben. Hätte es selbst meine Stimmung erlaubt, so hätte ich schon in dieser Atmosphäre kein Auge zu schliessen vermocht, und wäre es trotz der stickigen und stinkenden Luft möglich gewesen, so hätte der Lärm, der sich alle Augenblicke unter meinen Mitgefangenen erhob, es nicht zugelassen.

In diesem Verliess gab es noch die schlimmsten Streit- und Prügelszenen, die bei der ringsum herrschenden tiefen Finsternis noch brutaler sich ausnahmen und für den Unbetheiligten nicht weniger gefährlich waren als für die sich Schlagenden.

Endlich, endlich nach sieben qualvollen Stunden,

von denen jede einzelne mir eine Ewigkeit gewesen war, dämmerte der Tag herein, und nun sah ich, wo ich mich befand.

Es war ein Raum von etwa 12 Meter Länge und 5 Meter Breite, und in diesem einzigen Zimmer befanden sich 35 Chinesen, 20 Koreaner und 10 Russen. In einer Ecke stand eine Petroleumkanne. Sie bildete, ihres Brennstoffes entleert, den Abort. Seit wie lange, weiss ich nicht. Dass die Kanne aber an Ueberfüllung schon seit längerer Zeit litt, dies bewies die schauerhafte Flüssigkeit, die, bald rinnenförmig, bald seeartig sich verbreiternd, von dem Gefäss über den Raum dahinkroch. Ich hatte nun in dieser Rinne genächtigt.

Ich überlegte jetzt, was ich thun sollte. Zum Glück hatte ein Koreaner ein Stückchen Papier bei sich. Darauf schrieb ich an meine Freunde folgendes:

„Ich sitze hier im Gefängnis, in das ich durch ein unerklärliches Schicksal geraten bin. Versäumen Sie keine Minute, mich zu befreien, denn es ist unerträglich. Ich beschwöre Sie, mir zu helfen.“

Diesen Zettel übergab ich einem Beamten zur Besorgung. Aber Stunde auf Stunde verrann, und niemand liess sich blicken. Inzwischen fing auch der Magen an, seine Rechte geltend zu machen. Ich hatte keinen Bissen gegessen, und es war auch keine Aussicht da, etwas zu erhalten. Denn nicht vom Gefängnis aus werden die Inhaftierten beköstigt, sondern von ihren Freunden. Diese

schicken Speise und Trank nach dem Gefängnis, und wer solche Freunde nicht besitzt, der kann verhungern, wenn er sich nicht vom Aufseher ein erbetteltes Stück Schwarzbrot durch die Thürklappe zuschieben lässt. Ich also hatte nichts zu essen, da ja noch keiner meiner Freunde von meinem Schicksal wusste. Um sieben Uhr abends fasste ich mir ein Herz und liess den Polizisten fragen, ob er denn meine Briefe nicht besorgt habe.

„Nein!“ liess er mir sagen, ich hätte ihm ja nichts dafür gegeben.

Jetzt schrieb ich noch zwei Zettel an meine Freunde, liess den Beamten rufen und erklärte ihm, dass er für die Besorgung eines jeden Briefes einen Rubel erhalten solle. Das hatte den gewünschten Erfolg. Eine Stunde später hatte ich die Freude, sieben liebe Freunde bei mir zu sehen. Allerdings hatte erst jeder einen Rubel erlegen müssen, ehe er vom Schliesser die Erlaubnis erhalten hatte, mich zu sprechen. Sie brachten mir auch verschiedene Speisen und viele Flaschen Wodki, von denen ich zwei den Beamten schenkte.

Nachdem ich kurz erzählt, wie ich hierhergekommen, machte sich einer meiner Freunde, der sich mit dem Polizeimeister sehr gut stand, zu diesem auf. Um 10 Uhr kehrte er mit sehr trauriger Botschaft zurück. Der Polizeimeister, so berichtete er, habe ihm auf seine Vorstellungen, mich zu entlassen, erwidert: „Der Japaner Tamai hat gestern Abend 11 Uhr einen grossen Stein auf die Schienen gewälzt, um den am Morgen eintreffenden Zug zum

Entgleisen zu bringen. Zum Glück ist seine schändliche Absicht von dem Stationswächter und vier Polizisten noch rechtzeitig bemerkt und vereitelt, er selbst aber verhaftet worden. Tamai hat sich demnach eines schweren Verbrechens schuldig gemacht, für das er sich vor dem Gericht wird zu verantworten haben.“

Zu so später Stunde war nichts weiter zu machen, und so verabschiedeten sich die Freunde von mir. Ich aber hatte wieder eine entsetzliche Nacht vor mir in dieser Hölle unter den schmutzigsten Leuten, deren Ausdünstungen in dem überheizten, menschenüberfüllten Raum mich zu ersticken drohten. Meine Martern voll zu machen, meldeten sich auch in dieser Nacht, wie in der vorausgegangenen, ganze Scharen blutdürstiger Insekten, deren Stiche mich bald in ein förmliches Fieber versetzten.

Wieder graute nach endlos qualvollen Stunden der Morgen, und mit ihm erschienen sogleich meine Freunde, mir meine baldige Erlösung verkündend. Sie hatten sich in aller Frühe zum Chef der Bahnstation aufgemacht. Der hatte auf ihren Bericht viele Beamten vor sich bescheiden lassen; aber da wusste natürlich kein einziger etwas von einem Stein, der auf das Geleise gelegt worden wäre. Der Stationsvorsteher erklärte danach rund heraus die Sache für eine freche Erfindung der sogenannten „Sicherheitsbeamten.“

Mit diesem Bericht waren sie dann zum Polizeimeister geeilt und nun waren sie gekommen,

mir zu sagen, dass der Polizeichef meine sofortige Freilassung verfügt habe.

Eine Stunde später holte mich ein Beamter zum Polizeiamte ab. Dort empfing mich ein Polizist mit den Worten: „Was Sie meinem Kollegen gegeben haben, können Sie zurück erhalten und nach Hause gehen.“ Ich nahm Notizbuch und Spielkarten in Empfang und eilte nach Hause, dort jubelnd von meinen Bekannten und Freunden begrüßt.

Bemerken will ich noch, dass alle Gefangenen hinausgetrieben wurden, um Holz zu schlagen, den Hof zu reinigen und ähnliche Arbeiten zu verrichten. Wer sich draussen lässig zeigte oder beim Herauslassen Miene machte, sich zu drücken, erhielt von den Aufsehern jämmerliche Prügel. Ich war gegen die Zahlung von zwei Rubeln von der Arbeit befreit worden, aber trotzdem denke ich noch mit Schrecken an meine Haft im Gefängnis des fernen Wladiwostok zurück.

17. Tag.

Sonnabend, den 23. Dezember

(11. Dez. russisch).

Um $1\frac{1}{2}$ 6 Uhr morgens fand ich schon alles zur Abreise vorbereitet. Ich hatte sogar noch Zeit, mein Tagebuch zu vervollständigen, ehe um 8 Uhr die Weiterreise begann. Nach 16 Werst waren wir in Borodinskaja, nach weiteren $17\frac{1}{2}$ Werst um $1\frac{1}{2}$ 4 Uhr nachmittags in Rjubinskaja. (24. Rast.) Die letzten 5 Werst vor diesem Dorfe musste ich bei der grossen Kälte wieder zu Fuss gehen.

Das Dorf Rjubinskaja ist malerisch am Fusse eines Abhanges gelegen. Das Land vor ihm bildete eine grosse von Schnee bedeckte ebene Fläche, welche aussah wie ein See. Es schien mir, als wenn ich vom Hügel Osakayama die Stadt Otsu am Biwasee vor mir sähe, die nebst ihrem berühmten Ausflugsort für Einheimische und Fremde in Japan, bekannt geworden ist. So täuschend war die Aehnlichkeit.

In dem grossen Dorf empfing uns sofort eine stattliche, hübsche Wirtin, mit der ich sogleich eine

Unterhaltung anknüpfte. Als ich ihr sagte, dass ich ein Japaner sei, theilte sie mir mit, dass sich auch in Tomsk ein Japaner mit seiner Frau befände. Die Frau hatte sich aber geirrt. Nicht Japaner, sondern Chinesen befanden sich in Tomsk, und zwar fünf an der Zahl. Zuerst glaubte ich freilich selbst, es würden Japaner in Tomsk sein, denn ich wusste, dass etwa im Jahre 1878, ein Jahr vor dem furchtbaren Brande, der Irkutsk zum grossen Theile vernichtete, eine Truppe von 15 japanischen Gymnastikern nach Irkutsk gekommen war und hier sowie dann in Tomsk Vorstellungen gegeben hatte. Von diesen konnte ja leicht der eine oder der andere in Tomsk zurückgeblieben sein.

Als ich mich im Gastzimmer häuslich niedergelassen hatte, kam ein fremder Mann, mich zu besuchen, der seinem Aussehen nach ein Japaner, ein Koreaner oder ein Burjate sein konnte. Er war jedoch, wie er auf eine dahingehende Frage mir sagte, ein Kalmücke. Die Unterhaltung führte ich mit ihm russisch.

Abends um 7 Uhr setzte sich unsere Karawane wieder in Bewegung. Es hatte etwas geschneit, und die Kälte hatte darum ein wenig nachgelassen, sodass die Weiterreise etwas angenehmer war. Wir fuhren denn auch ununterbrochen bis $1\frac{1}{2}$ Uhr morgens, wo wir in Ujarskaja (26 Werst von Rjubinskaja) eintrafen. (25. Rast.)

18. Tag.

Sonntag, den 24. Dezember

(12. Dez. russisch).

Es war heute der europäische Weihnachtsheiligabend, nicht der russische, da der Russe in der Zeitrechnung bekanntlich um 12 Tage zurück ist. Nach russischem Stil hatten wir erst den 12. Dezember. Klimoff und Telmoff waren, wie gewöhnlich, schon vor mir angelangt. Ich nahm also allein meine aus Fleisch, Fisch und Gurken bestehende Mahlzeit ein. Um $1\frac{1}{2}$ 4 Uhr morgens führte mich der Wirt in das gute und schöne Gastzimmer zum Schlafen. Freilich war dasselbe ungeheizt. Aber vermöge der Wärme zweier Pelze, einen unten, einen oben, lag ich ganz behaglich. Zudem hatte ich das Zimmer allein für mich. Ich machte es mir daher sehr bequem, so dass ich mich sogar entkleidete und meinen japanischen Schlafrock anlegte. Allerdings musste ich schon um 6 Uhr morgens wieder auf. Lange Nachtruhe war mir ja nie vergönnt; und gerade dies machte für mich die Reise so sehr anstrengend. Die Kutscher als Einheimische waren so etwas eher

gewöhnt. Ich fand alles schon angespannt, man wartete nur auf mich. Ich ass allein, und um etw 7 Uhr ging es los in den diesmal nicht sehr kalten Morgen hinein. Nach einer Reise von 24 Werst, welche nichts Interessantes bot, auch landschaftlich nicht, kamen wir um 1 Uhr nach Balaiskaja, wo wir Halt machten. (26. Rast).

Das Dorf liegt, wie auch Ujarskaja, am Fusse eines Hügels an einem Bache. Die Wirtin, die uns in Empfang nahm, war eine alte Person, die die merkwürdige Eigenschaft besass, bei jeder Kleinigkeit gleich zu weinen. Sie besass aber auch eine tüchtige Portion Geiz. Wir fanden im Lokal 4 bis 5 Bauern als Gäste vor, die aller Wahrscheinlichkeit nach zugleich Verwandte des Wirtes waren und sich gerade verabschiedeten. Der Wirt gebot seiner Frau, denselben Thee zum Mitnehmen zu bringen. Sie brachte nur ein halbes Stück Ziegelthee. Das erboste den Wirt derartig, dass er ihr den Thee aus der Hand riss und ihr vor die Füsse warf, was die schönste eheliche Szene zur Folge hatte. Die Frau musste dann ein ganzes Stück bringen. Merkwürdig war übrigens die Art und Weise, wie sich hier die Gäste von dem Wirte verabschiedeten. Sie knieten zuerst, ähnlich wie in der Kirche, nieder, berührten mit dem Gesicht den Boden, standen dann wieder auf und küssten die Wirtsleute zum Abschiede. Dies sah ich hier zum erstenmale. Uns gegenüber war der Wirt jedoch keineswegs in gleichem Masse entgegenkommend. Er war vielmehr ein

mürrischer, verbissener Tropf, der uns nicht einmal eines Gespräches würdigte. Ich wollte z. B. Tinte und Feder von ihm geliehen haben. Seine einzige Antwort war ein kurzes, entschiedenes „Nett“ (Nichts). Wie sich leicht denken lässt, war unsere Verpflegung hier sehr schlecht. Das Fleisch war so hart, dass es fast nicht zu geniessen war.

Das Dorf war nicht klein; es bestand sogar, was sonst nicht der Fall ist, aus zwei Längsstrassen, aber es sah ärmlich aus. Dies ist eine grosse Seltenheit in der Gegend zwischen Irkutsk und Tomsk, da hier die Bauern in der Regel sehr wohlhabend sind. Im Gegensatz hierzu habe ich gefunden, dass die Dörfer zwischen Tomsk und dem Ural sehr arm sind, so arm, dass bisweilen nicht einmal ein Glas zum Trinken vorhanden, ein solches vielmehr erst in der Nachbarschaft geborgt werden muss.

Erst um 6 Uhr abends fuhren wir ab und reisten ununterbrochen über Terutesiu nach Kuskunskaja (25 Werst), wo wir um 3 Uhr morgens ankamen. Einen grossen Teil der nächtlichen Reise hatte ich glücklicher Weise geschlafen, was mir, wie so oft, am besten über die Beschwerlichkeiten der Reise hinweghalf. Denn die Nächte sind immer, auch wenn es am Tage wärmer gewesen, ganz ausserordentlich kalt.

In Kuskunskaja kehrten wir in einem grossen, schönen Wirtshause ein (27. Rast). Ich hatte mich bereits in dem recht bequemen, gut geheizten Gastzimmer behaglich niedergelassen, mit

einem hier befindlichen Ehepaar eine gemütliche Unterhaltung begonnen und bereits meine Sachen aus dem Schlitten ins Zimmer gebracht. Die Kutscher hatten sich jedoch leider in dem Wirtshause, deren es hier mehrere gab, geirrt. Ich merkte das erst, als sie schon fort waren. Ich hatte nun das Vergnügen, ihnen nachzulaufen und dazu noch meine Sachen zu schleppen. In einem benachbarten Gasthose sah ich eine Karawane. In der Meinung, es sei unsere, ging ich hinein und liess mich auch hier wiederum häuslich nieder. Ich hatte aber, wie ich bald merkte, die Karawane verkannt. Es war nicht die unsrige, sondern eine Goldkarawane, welche am 17. Dezember, also 10 Tage nach uns, Irkutsk verlassen hatte. Sie hatte demnach nur 8 Tage bis hierher gebraucht, eine recht bedeutende Leistung. Es war dies eine Karawane, wie sie von Irkutsk monatlich einmal über Tomsk nach Petersburg abgehen.

Nach einer guten Stunde des Suchens hatte ich mich endlich zurecht gefunden. Natürlich hatte alles bereits gegessen, als ich mit meinen Sachen bepackt ankam. Ich musste mich mit einer kalten Suppe begnügen. Das heisst, die Suppe war nicht etwa kalt geworden, sondern man isst unverständlicherweise in Sibirien vielfach solche kalten Suppen.

Ich erinnere mich, dass ich mich, in Tomsk angekommen, gerade über diese kalten Suppen mit Herrn Dr. Loesch, einem meiner dortigen deutschen Bekannten, dem Assistenten des Universitäts-Professors

Zaleski, unterhielt, und dass selbst dieser doch zweifellos tüchtige Kenner der sibirischen Verhältnisse mir keine ausreichende Erklärung über diese merkwürdige Thatsache geben konnte. „Man muss sich an manches hier gewöhnen,“ meinte er, „und ich sehe, Sie haben manche Gebräuche oder Missbräuche auch selbst schon angenommen.“ Er deutete damit auf mein Theeglas, das ich, nachdem ich es leer getrunken, umgestülpt auf den Tisch gesetzt hatte, wie ich es bisher stets in Sibirien gesehen hatte.

Im Gegensatz zu den Gastwirthschaften in Kuskunskaja, in die ich irrthümlicherweise geraten war und die sehr schön und einladend waren, befanden wir uns in unserer Wirthschaft sehr schlecht. Das Haus war klein und schmutzig, das Zimmer eng, so eng, dass ich keinen Raum zum Schlafen finden konnte. Klimoff und Telmoff waren in dem oberen Stockwerk untergebracht und hatten ein etwas erträglicheres Zimmer. Ich entdeckte sie endlich und kam hier auch noch unter. Mit dem Schlafen wurde es jedoch nicht viel. Es war mittlerweile $1\frac{1}{2}$ 5 Uhr morgens geworden. Von dem Laufen und Suchen in der Kälte und dazu noch der kalten Suppe hatte ich heftige Leibscherzen und Durchfall bekommen. Man kann sich schwer einen Begriff machen, wie elend und unglücklich ich mich dabei fühlte.

19. Tag.

Montag, den 25. Dezember

(13. Dez. russisch).

Nur eine Stunde hatte ich geschlafen, dann stand ich wieder auf. Um 8 Uhr morgens nahm ich meine Mahlzeit ein; die Abreise verzögerte sich aber bis 10 Uhr. Es war sehr kalt, und selten war eine Tagereise für mich so beschwerlich wie diese. Ich empfand bei meiner Krankheit die Kälte natürlich um so mehr und konnte mich nur notdürftig durch Laufen in Wärme versetzen. Erst abends um 7 Uhr kamen wir über Botoiskaja (25 Werst) in Beresowskaja (noch 9 Werst) an. Von hier bis Krasnojarsk fehlten nur noch $17\frac{3}{4}$ Werst. Zu allem Unglück hatten wir bei einem Kreuzwege vor Beresowskaja einen falschen Weg eingeschlagen und waren nach einem anderen Dorf, als dem gewünschten, gekommen, sodass wir den Weg zurück machen mussten.

In Beresowskaja kehrten wir ein (28. Rast), fanden uns aber hier sehr beengt. Das Haus war klein, und wir konnten kaum unterkommen. Die

Wirtsleute waren freilich zum Troste sehr freundlich und unsere Verpflegung, Fisch, Brot, Wodki, war denn auch eine gute. Vergeblich bemühte ich mich hier um Tinte und Feder zum Schreiben. Es gab hier so etwas nicht. So wollte ich mich denn zum Schlafe niederlegen, fand jedoch nur mit Mühe einen Raum dazu. Als ich meine Pelze auf der Erde ausbreiten wollte, kam die Wirtin dazu und wollte nicht dulden, dass ich auf der blossen Erde lag. Sie stellte zwei Koffer zusammen, und auf diesen breitete ich meine Pelze aus. Die Füße musste ich, und das verlangte sie strengstens, so legen, dass sie nicht nach den an der einen Wand hängenden Heiligenbildern gerichtet waren. Das liess ihre Frömmigkeit nicht zu. Das Zimmer, in dem ich lag, hatte nur einen eisernen Ofen. Wenn ein solcher auch noch so geheizt wird, so ist er bekanntlich ein paar Stunden später wieder kalt. Um Mitternacht weckte mich denn auch die Kälte aus dem Schlafe. Ja, sie wurde bald so stark, dass ich es in dem Zimmer nicht aushielt, meine Sachen nahm und davonging, einen wärmeren Schlafplatz zu suchen. Ich wollte in den Kutscherraum und dort auf den Ofen kriechen. Ich traf jedoch einen gutmütigen Knecht, der sich erbot, mir noch einmal im Ofen Feuer zu machen. Nachdem er dies gethan, konnte ich es dann bis 6 Uhr morgens aushalten.

Karawanen-Reise Krasnojarsk und Atschinsk.

(165 Werst — 3 Tage.)

20. Tag.

Dienstag, den 26. Dezember

(14. Dezember russisch).

Um 6 Uhr früh stand ich auf. Um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr war allgemeiner Aufbruch. Ich schlief zuerst über 10 Werst lang, bis wir an den Jenissei kamen. Am Ufer erwachte ich, nickte aber bald wieder ein und schlief wohl eine ganze Weile, während wir über den Strom fuhren. Als ich wieder erwachte, war es noch dunkel, und ich bemerkte zu meiner Verwunderung, dass wir uns noch immer auf dem Strom befanden.

Wie ich hier hörte, hatte die Ueberfahrt zu Schlitten über das Eis am 25. November begonnen. Diese Ueberfahrt ist besonders im Herbst und im

Frühjahr sehr gefährlich. *) Wer zuerst den Strom überschreitet, wird allgemein als ein Held gefeiert. Sobald er glücklich am anderen Ufer angekommen ist, nimmt er die Mütze ab und dankt Gott mit den Worten: „Slawa tebija, Gospodin!“ (Ruhm Dir, o Herr!)

Auf der Ueberfahrt hatte ich viele Träume. Ich träumte besonders von zweien meiner besten Freunde. Wir drei hatten uns vor meiner Abreise gemeinsam photographieren lassen und noch darüber gesprochen, was für berühmte Männer wir einst werden wollten. Der eine Freund, Nobuyoshi Harada (Shinrio Awaya), war bis 1891 Offizier der kaiserlichen Leibgarde. Später, im Kriege mit China, lieferte Harada als Berichterstatter der „Hotschi-Shimbun“, einer Zeitung in Tokyo, wegen seiner ehemaligen Stellung als Offizier die allervorzüglichsten Berichte vom Kriegsschauplatz, er war auch in Port Arthur und Weihaiwei und ging später nach Formosa, wo er leider einem Sumpffieber erlag. Auch mein anderer Freund, der Kapitänlieutenant Torao Totsukawa, sollte eines frühen Todes sterben; wie ich kürzlich in Berlin von einigen Freunden hörte, ist der

*) So kam ein Bekannter von mir, der Uhrmacher Herr Hugo Mulke, ein Deutscher aus Irkutsk, am 12. April 1897 an den Jenissei, und da die neue Eisenbahnbrücke noch nicht fertig war, so musste er mit der Tarantass übersetzen, wiewohl das Wasser an manchen Stellen schon fushoch über dem Eise stand. Zum Glück kam Herr Mulke wohlbehalten hinüber, und wenige Wochen darauf konnte ich mit ihm ein frohes Wiedersehen in der deutschen Hauptstadt Berlin feiern.

hochbegabte Marineoffizier in Japan im Jahre 1896 einem Lungenleiden erlegen.

Nun zurück zur Reise! Am Vormittage kamen wir nach Krasnojarsk, wo wir ohne grösseren Aufenthalt durchfuhren. Krasnojarsk, im Jahre 1628 vom General Dubenski gegründet, liegt am linken Ufer des Jenissei, an der Einmündung der Katscha, auf einer roten Mergelklippe, die der Stadt den Namen gegeben hat, denn „krasnyj“ bedeutet rot und „jar“ einen Absturz. Die Stadt zählt gegen 20 000 Einwohner und liegt von Petersburg 4608 Werst entfernt. An einem Kreuzpunkt der grossen sibirischen Strassen gelegen, hat die Stadt einen sehr lebhaften Handel, namentlich in Thee und Gold, und auch eine blühende Industrie von Gerbereien, Seifensiedereien und Ziegeleien. Der Jenissei ist bis zu seiner Mündung, 3000 Werst von hier, schiffbar, doch kommen die Seeschiffe allerdings nur bis Jenisseisk, 300 Werst unterhalb von Krasnojarsk, hinauf. Von dort verkehren Flussdampfer bis zur Goldstadt Minutinsk, 300 Werst oberhalb von Krasnojarsk. Als jetzige Hauptstadt der Provinz Jenisseisk ist Krasnojarsk der Sitz des Civilgouverneurs, ausserdem ist es Sitz eines Bischofs. Es hat 6 russische Kirchen, eine katholische und eine evangelische Kapelle und eine Synagoge. So rege wie das kirchliche ist auch das geistige Leben; denn die Stadt besitzt ein Knaben- und ein Mädchen-gymnasium, ein Lehrerseminar, 13 andere Schulen und 3 Zeitungen.

Ich konnte von der Stadt nur einen ober-

flächlichen Eindruck mitnehmen, weil wir, wie schon gesagt, ohne eigentliche Rast durchfuhren. Um 5 Uhr nachmittags hielten wir in Ustanowskaja, einem 6 Werst langen, recht ansehnlichem Dorfe (29. Rast) Unser Quartier befand sich in der Mitte. Ich erhielt ein gutes Zimmer im Oberstock des stattlichen Hauses. Wir wurden von der Wirtin sehr gut behandelt. Als Kinderfreund machte ich mich bald mit ihrem kleinen Kinde bekannt, und dies Kind half mir aus einer grossen Verlegenheit. Ich hatte nämlich mein oberes Paar Handschuhe auf den Ofen zum Trocknen gelegt, denn es wurde stets beim Eintritt in ein Zimmer sofort ganz nass. Da fielen die Handschuhe hinter den Ofen, und da ich sie nicht hervorbekam, geriet ich in grosse Angst. In den Dörfern waren ja Handschuhe nicht zu kaufen; und als ich einmal 20 Werst lang nur mit einem Paar Pelzhandschuhe gefahren war, waren mir die Hände fast abgestorben, obwohl ich sie in den Pelz gesteckt hatte. Zum Glück konnte der kleine Knabe mit seinen Händchen doch noch die Handschuhe aus dem engen Spalt hervorziehen. — Ich schrieb dann bis um 10 Uhr abends an meinem Tagebuche und an Briefen für japanische Zeitungen. Gegen Mitternacht brachen wir wieder auf.

21. Tag.

Mittwoch, den 27. Dezember

(15. Dez. russisch).

Auf der nächtlichen Weiterfahrt erreichten wir nach 18 Werst Sufowskaja und nach fernerem 18 Werst Malokämtschuguskaja, wo wir früh um 8 Uhr 20 Minuten noch in der Dunkelheit eintrafen. (30. Rast.) Von dieser 36 Werst langen Strecke hatte ich 33 Werst ganz gut geschlafen und ich wurde bei der Ankunft nur durch einen grossen Lärm aufgeweckt, weil die Kutscher weiter als bis zum bestimmten Einkehrhause gefahren waren. Ich fühlte mich nach dem Schläfe recht erquickt und war froh, dass ich nach etwas reichlichem Genuss von Getränken die grosse Kälte verschlafen hatte. Ich verlangte Tinte und Feder, doch wurde nach langem Suchen nur ein Federhalter, aber nicht die Tinte gefunden, so dass ich das Schreiben unterlassen musste.

Nach dem Essen wollte ich zu den Kutschern auf den Hof gehen. Ich machte die Thür auf und sah zu meinem Aerger, dass die Wirtin meinen nassen Ober-

pelz vom Ofen herabgenommen und auf den Hof geworfen hatte, wo er sogleich gefroren war. „Auf den Ofen soll man keinen Pelz legen,“ sagte mir auf meine Vorhaltungen die Wirtin, ein altes, grobes und geiziges Weib. Der Wirt dagegen war ein recht freundlicher Mensch und plauderte viel mit mir. Da kamen noch drei Freunde vom Wirt dazu, und der Wirt befahl seiner Frau, Wodki zu bringen. Sie weigerte sich anfangs, brachte aber endlich ein Bischen. Aergerlich nahm der Wirt die Flasche, trank sie mit einem Zuge aus und warf sie ihr dann vor die Füße. Nun brachte die Frau schon eine ganze Flasche. „Wenn Du so geizig bist, trinken wir noch einmal so viel,“ rief ihr Mann ihr zu und uns mahnte er: „Immer trinkt, ich habe eine Menge Flaschen zu Hause.“ Die drei Gäste, der Wirt und wir drei, Telmoff, Klimoff und ich, tranken nun recht tüchtig und waren zuletzt ziemlich stark angeheitert. Ich freute mich noch darüber besonders, dass ich mich für meinen hinausgeworfenen Pelz rächen konnte.

Gegen Mittag fuhren wir weiter und ich konnte wegen der inneren Einheizung 15 Werst lang ganz vorzüglich schlafen, obgleich der Oberpelz fest gefroren war. Bei 21 $\frac{1}{2}$ Werst erreichten wir in der Dämmerung das Dorf Ibrülskaja und nach weiteren 16 $\frac{1}{2}$ Werst um 9 Uhr abends Bolschekämtschuguskaja. Ich kam daselbst im Schlafe an, und die Kutscher weckten mich erst eine halbe Stunde später, als sie die Pferde schon abgeschirrt hatten. Wie sie mir sagten, wollten sie mich nicht eher wecken, weil ich

so vortrefflich schlief. Es herrschte an diesem Tage ein starker Schneesturm, doch war es verhältnissmässig warm. Erst nach Eintritt der Dunkelheit wurde es wieder kälter. In diesem Nachtquartier (31. Rast) traf ich wiederum eine ganz freundliche Wirtin, die mir zu meiner grossen Freude sogar abgefallene Knöpfe annähte. Da ich nicht einschlafen konnte, schrieb ich an diesem Abend an 17 Freunde und Verwandte in Japan Neujahrskarten.

22. Tag.

Donnerstag, den 28. Dezember

(16. Dez. russisch).

Um $1\frac{1}{2}$ Uhr nachts musste ich mich schon wieder zur Weiterreise vorbereiten. Zwei Stunden später brachen wir von Bolschekämtschuguskaja auf. Mitten im Dorfe sah ich eine Kirche und daneben das unvermeidliche Zollamt. Es schneite nicht und war sogar ziemlich warm, weshalb ich bald nach Beginn der Fahrt einschlief und erst nach einer Strecke von 30 Werst wieder erwachte. Nach 38 Werst kamen wir um $1\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags in das Dorf Tschernoretschinskaja. (32. Rast). Vorher trafen wir unterwegs einen Zug von etwa 300 Verbannten, Männer, Frauen und Kinder, alle zu Fuss, und am Ende auf Schlitten etwa 50 Leute, die erkrankt waren und nicht gehen konnten. Ich sprach einige an und fragte sie, auf ihren einzigen Pelz hinweisend, ob es ihnen nicht zu kalt wäre. Die Unglücklichen antworteten: „Ja, es ist uns zu kalt, aber nur den Kranken erlaubt der Offizier, die Schlitten zu besteigen; wer irgendwie noch gehen kann, geht lieber zu Fuss wegen der grossen

Kälte.“ Namentlich die Kinder, deren Mütter den Vätern freiwillig gefolgt waren, machten einen furchtbar traurigen Eindruck. Auf je 5—6 Gefangene, die in Gruppen zusammengingen, kam ein Kosak mit aufgepflanztem Bajonett. Ganz zuletzt kam der Offizier allein auf einem Schlitten.

Eigentlich wäre der Transport der Gefangenen mit der Tarantass viel billiger und bequemer; nach allgemeiner Ansicht will aber die Regierung durch die Fussreise die Verbannten noch besonders quälen. Manchmal dauert ein Transport zu Fuss allein auf der Strecke von Tomsk nach Irkutsk ein Jahr, während er sonst mit der Tarantass nur 8—10 Tage dauern würde. Auf den Stationen werden nämlich die Gefangenen häufig bis vier Wochen lang eingesperrt gehalten und zwar in einem dunkeln Raume, vor dessen Fenstern hohe Holzwände aufgebaut sind, damit der Anblick des Himmels in den armen Leuten Fluchtgedanken nicht erwecken kann.

Als ich in Tschernoretschinskaja eingekehrt war, unterhielt ich mich mit meinem Wirt, einem gemüthlichen Russen, der mir erzählte, dass in Krasnojarsk fünf chinesische Kaufleute wohnen. Ich hatte sie aber dort bei meinem kurzen Aufenthalt nicht bemerkt. In Irkutsk wohnten bei meiner Abreise 42 Chinesen; auch in dem Dorfe Milunskaja, zwischen Irkutsk und Kansk bemerkte ich einen Laden mit einigen Chinesen; und ausser den fünf in Krasnojarsk wohnten noch in Tomsk vier Chinesen. Weiter nach Westen aber gab es bis nach Moskau keinen einzigen der bezopften Söhne des himmlischen Reiches.

Schon um 4 Uhr ging es weiter. Um 8 Uhr erreichten wir das Dorf Turmunsckaja. Die Luft war sehr kalt und klar; der Mond schien hell und der Wind brauste stark. — Da hörte ich plötzlich gegen 10 Uhr, 8 Werst hinter Turmunsckaja, halb im Schläfe, den Ruf: „Räuber!“ Klimoff, Telmoff und ich schossen sofort zur Drohung, worauf die Wegelagerer schleunigst den letzten Schlitten im Stiche liessen und Reissaus nahmen. Dieser Zwischenfall war mir eigentlich sehr angenehm, da ich mich durch die Aufregung etwas erwärmte, doch konnte ich trotzdem die Kälte kaum noch ertragen. Die letzten 8 Werst bis zur Stadt Atschinsk waren für mich eine geradezu furchterliche Qual; die Kälte war so grimmig und der scharfe Gegenwind so entsetzlich schneidend, dass ich beinahe glaubte, umkommen zu müssen.

Gerade um Mitternacht blickte ich auf einen Wegweiser und las darauf zu meiner unbeschreiblichen, unvergesslichen Freude: 3 Werst bis Atschinsk. Ich freute mich und doch waren es noch 3 Werst. Eine knappe Stunde später, etwa um $\frac{3}{4}$ 1 Uhr, kamen wir endlich in Atschinsk an. (33. Rast.)

Ich geriet auf dieser nächtlichen Fahrt bei dem scharfen Gegensatz zwischen dem lieblichen Mondschein und der schauerlichen Kälte in eine eigentümlich poetische Stimmung. Ich verglich mich mit einem Gefangenen, der seine Geliebte vor Augen hat und sich ihr doch nicht nähern kann. Denn auch ich konnte wegen der Kälte den Mondschein nicht genießen, nicht wie in der fernen lieben Heimat im duftigen

Garten, am murmelnden Bache, in lustiger Gesellschaft plaudern, Sake trinken und mich durch Gesang und Tanz von niedlichen Geishas entzücken lassen. Warum fuhr ich jetzt in einem öden, einförmigen, menschenleeren Lande, mitten im schrecklichsten Winter, immer weiter nach Westen zu? Warum? weil ich den sehnlichsten Traum meiner Jugend, meinen langgehegten Plan endlich verwirklichen und Europa, das Vorbild unserer neuen Kultur, namentlich Deutschland, kennen lernen wollte.

Karawanen-Reise
zwischen
Atschinsk und Mariensk
(179 Werst — 3 Tage).

23. Tag.

Freitag, den 29. Dezember
(17. Dez. russisch).

Am Eingang von Atschinsk stand ein schönes Thor aus Ziegelsteinen, das zu Ehren des damaligen Grossfürsten-Thronfolgers, jetzigen Zaren Nikolaus II. vor seiner Durchreise auf der Rückkehr von Japan errichtet worden war. Das Städtchen Atschinsk gehört noch zur Provinz Jenisseisk und ist der Hauptort des Bezirks Atschinsk. Es liegt am rechten Ufer des Tschulym, zählt etwa 5—6000 Einwohner und hat einen ziemlich lebhaften Verkehr. Die Entfernung von Petersburg beträgt 4443 Werst.

Für den Reisenden, der auf der Tarantass fuhr, war damals noch Atschinsk deshalb ein

besonderer Punkt, weil man von hier aus nach Westen bis Perm für jedes Pferd und jede Werst nur $1\frac{1}{2}$ Kopeken zahlte, während man nach Osten hin in demselben Verhältnis das Doppelte, also 3 Kopeken, zahlen musste, mit Ausnahme der Strecke von Irkutsk über Jakutsk nach Ochotsk und Petropawlowsk, die sogar auf das Dreifache, also $4\frac{1}{2}$ Kopeken für die Werst berechnet wurde. Merkwürdigerweise hatte man aber auch im Westen, von Perm ab über Kasan nach Nisunje - Nowgorod 4 Kopeken, also beinahe ebensoviel zu zahlen. Einen besonderen Einfluss auf den Fahrpreis hatten sicherlich die hohen Preise für alle Lebensmittel.

In dieser Nacht konnte ich zum Glück allein schlafen und zog deshalb meinen japanischen Schlafrock an. So schlief ich recht angenehm auf dem Fussboden, in dicke Pelze gehüllt. Um 5 Uhr musste ich jedoch schon wieder aufstehen und gleich das Frühstück einnehmen. Es war sehr reichlich und bestand in vorzüglichem Fleisch, Kohl, Brot, Wodki und Thee mit Honig, denn in dieser Gegend braucht man mehr Honig als Zucker. Kaum hatte ich gegessen, da sagte mir Klimoff: „Der Kutscher ist schon mit Ihrem Schlitten fortgefahren.“ Ich lief, so gut ich es in meinen schweren Pelzen konnte, sofort nach, konnte mich aber in der Dunkelheit in den Strassen nicht gleich zurechtfinden, bis ich endlich an den Fluss Tschulym geriet. In der Mitte des Flusses erreichte ich endlich meinen Schlitten und stieg mit vieler Mühe hinauf. An diesem Tage herrschte die grösste Kälte

auf meiner ganzen Reise. Wir fuhren 17 Werst lang auf dem Eise des Tschulym und kamen nach 13 Werst an das Dorf Beloarskaja, das auch noch zur Provinz Jenisseisk gehörte. Auf dem Flusse raste ein entsetzlicher scharfer Gegenwind, denn das linke Ufer war zwar etwas hügelig, das rechte aber ganz flach, und so hatten wir nirgends einen Schutz. Während mir so elend zu Mute war, dass ich mich dem Sterben nahe glaubte, sah ich bei Krasnoretshinskaja die Bauern des Dorfes das Getreide dreschen und zwar im Freien auf dem Eise des Flusses, das wegen seiner Glätte und Härte eine ganz vortreffliche Tenne bot. Auch die Frauen und Kinder befanden sich auf dem Eise und siebten das ausgedroschene Getreide durch. Für mich war dieses Treiben bei einer solchen Kälte ganz unbegreiflich.

Um 12³/₄ Uhr mittags erreichten wir dieses schon in der Provinz Tomsk gelegene Dorf Krasnoretshinskaja. (34. Rast.) Ich war mehr tot als lebendig und kann unmöglich das Wohlbehagen beschreiben, als mir der erste Schluck Wodki eingeﬂösst wurde und durch die Kehle hinab in den Magen rieselte. Als ich nach vieler Mühe die Sprache wieder erlangte, fragte ich die menschenfreundliche Wirtin, die mir wieder zum Leben verholfen hatte, wieviel Grad wir hätten. Sie antwortete: „Heute morgen waren es — 48 °; jetzt ist es noch etwas kälter; es werden — 50 ° C. sein.“ Die Wirtin verpflegte uns sehr gut mit warmen Speisen und Getränken. Die brave Frau war übrigens auch auf die Erziehung ihrer Kinder sehr bedacht, denn der Lehrer des

Dorfes kam in das Haus, um die Kinder zu unterrichten. Da es in den sibirischen Dörfern gewöhnlich keine Schule giebt, so ist ein Lehrer auf dem Lande eine grosse Seltenheit. Ich unterhielt mich mit dem Lehrer längere Zeit sehr angenehm. Eines von den Mädchen brachte mir ein Geographiebuch, und wir zählten darin 42 verschiedene Völkerschaften auf, die unter dem Scepter des Zaren leben.

Abends 6 $\frac{1}{2}$ Uhr ging es weiter, und ich schlief bis 11 $\frac{1}{2}$ Uhr ganz gut, wachte aber dann wegen zu grosser Kälte auf. Nach weiteren 3 $\frac{1}{2}$ Stunden langten wir nach einer Strecke von 30 Werst in Bogotolskaja an. Mein Dufa (der Oberpelz mit nach aussen gekehrten Haaren) war steif wie ein Brett gefroren, was mir auf der ganzen Reise nur einmal passiert war, nämlich zwei Tage zuvor, als die tückische Wirtin ihn vom Ofen in der Stube auf den Hof hinausgeworfen hatte. Vor dem Dorfe Bogotolskaja befindet sich ein Fluss und ich ging ohne Dufa, aber mit den übrigen zwei Pelzen, zu Fusse hinüber, um mich ein wenig zu erwärmen. Von 1 Uhr ab hatte voller Mondschein auf den eisigen Fluren gelegen, aber ich hatte wegen der unerträglichen Kälte keine Freude daran. Um 3 Uhr morgens hielten wir die 35. Rast.

24. Tag.

Sonnabend, den 30. Dezember

(18. Dez. russisch).

Bei unserer Ankunft in Bogotolskaja wurden wir vom Hauswirt nicht nur sehr gut, sondern auch sehr höflich empfangen, denn er kam selbst vor die Thür heraus, um uns freundlich zu begrüßen und willkommen zu heissen. Solche Höflichkeit hatte ich seither auf meiner Karawanenreise nur äusserst selten erlebt. Ich bekam für mich ein eigenes Zimmer und wollte mir es deshalb zum Schläfe nach japanischer Gewohnheit recht bequem und gemütlich machen. Ich ging auf den Hof nach dem Schlitten, um das Bündel zu holen, in dem ich meinen Schlafrock verpackt hatte. Schlafrock und Wäsche hatte ich nämlich zu einem Bündel zusammengerollt, das mir auf der Reise häufig als Kopfkissen diente und jederzeit bequem zur Hand war. Ich konnte jedoch das Bündel nicht finden und glaubte schon, es wäre gestohlen worden. Am anderen Morgen brachte es mir ein Kutscher, der es auf dem Wege gefunden hatte. Es war wahrscheinlich unterwegs vom Wagen

gefallen. Ein Rubel Trinkgeld belohnte den ehrlichen Finder.

Wir assen und tranken noch in aller Ruhe, da kam ein Bekannter des Wirtes, ein Kosak, ganz betrunken zu uns herein und benahm sich recht unanständig. Als er gar hörte, dass ich ein Japonitsu (Japaner) wäre, wollte er mich totschiagen, um den russischen Kronprinzen für den Mordanfall in Otsu am Biwa-See zu rächen. Und er hätte wohl sein Vorhaben mit einem mächtigen Scheite Holz, das er aus der Küche holte, ausgeführt, hätten nicht die übrigen sich ins Mittel gelegt und ihn hinausgeschafft. Dann ging ich auf mein Zimmer und schlief ungestört bis früh $\frac{1}{2}$ 9 Uhr. Ich fragte dann zunächst nach dem Postamt. Zum Glück war es gleich in der Nähe und ich konnte nun noch vor Jahresschluss alle Briefe und Neujahrskarten absenden, die ich vor drei Tagen geschrieben hatte. Empfangen hatte ich seit meiner Abreise von Wladiwostok, vom Ende Mai 1893 ab, weder einen Brief noch eine Zeitung, und erst Mitte Januar 1894 erhielt ich in Tomsk zwei Briefe, eine Postkarte und eine Zeitschrift. Das war für mich eine so grosse Freude, dass ich es zuerst bloss für einen schönen Traum hielt.

Um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr vormittags ging es weiter. Bei der Fahrt durch das grosse Dorf gewahrte ich zu meinem Erstaunen eine Schule, eine seltene Merkwürdigkeit für ein sibirisches Dorf, und auch noch einen offenen Bazar. Riesige Haufen von gefrorenen Fischen lagen im Bazar, und die grosse Kälte schützte

sie den ganzen langen Winter hindurch vor dem Verderben. Für uns Japaner ist roher Fisch, Sashimi genannt, eine Leibspeise. Ich kam nun bei meiner Reise auf den Gedanken, die steinhart gefrorenen Fische in die Brusttasche zu stecken und sie dort einige Zeit zu erwärmen. Dann nahm ich sie heraus, zog die Haut ab und schnitt das übrige wie Wurst in Scheiben, die ich in Salz tauchte und verspeiste. Es schmeckte mir ganz vortrefflich, obwohl ich keine Shoyu (Soja, eine japanische Sauce) dazu hatte.

Nach der Abreise schlief ich bald wieder ein, erwachte aber schon hinter 9 Werst, nach $2\frac{1}{2}$ Stunden, weil es mich an den Füßen fror. Nach weiteren 7 Werst fuhren wir ohne Rast durch das Dorf Borischoi - Kossuri, das sich zwei Werst lang hinzog. Noch fehlten bis zur nächsten Haltestelle Itatoskaja 18 Werst! Nach den 9 verschlafenen Werst wachte ich wegen der schrecklichen Kälte, der Erstarrung und der Schmerzen in den Füßen die ganze übrige Zeit, also 25 Werst lang, indem ich streckenlang bald zu Fuss ging, bald im Schlitten fuhr. Es fiel zwar kein Schnee, doch waren Wind und Frost so scharf, dass ich ganz fürchterlich zu leiden hatte. Wie froh war ich daher, als wir um $\frac{3}{4}$ 6 Uhr abends im Dorfe Itatoskaja eintrafen und hier eine ganz vortreffliche Aufnahme fanden. (36. Rast.) Es gab Fleisch, Brot und Thee mit Honig, den ich besonders liebte.

Der Sohn meines Wirtes, Starytscheff, war mehrere Jahre in Wladiwostok und Nikolajewsk gewesen und hatte dort schon viele Japaner kennen

gelernt und von ihnen viel über Japan gehört. Ich hatte also ausser vortrefflicher Verpflegung auch noch eine mir äusserst angenehme und sehr gemüthliche Unterhaltung. Itatoskaja ist ein recht ansehnliches Dorf, die sehr breite Hauptstrasse hat eine Länge von 3 Werst. Das Haus meines Wirtes war ganz stattlich gebaut und auch die Nebengebäude mit den Stallungen konnten sich schon sehen lassen. Ueberhaupt habe ich zwischen Irkutsk und Tomsk die allerbesten Dörfer gesehen, die mir auf meiner Reise durch das ungeheure russische Reich zu Gesicht kamen. Ich kaufte mir von dem Sohn des Wirts zwei Schachteln Streichhölzer und brauchte dafür zu meiner Verwunderung zusammen nur 2 Kopeken zu zahlen, während sonst im Osten jede einzelne Schachtel 5 Kopeken kostete. Unser Geplauder bei Thee und Wodki dauerte noch bis $\frac{1}{2}$ 11 Uhr, dann ass ich nochmals tüchtig und fuhr um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr weiter.

25. Tag.

Montag, den 31. Dezember

(19. Dez. russisch).

Vor der Abreise von Itatoskaja hatte ich meine Füße dicht mit Stroh umwickelt, um daran nicht wieder so zu frieren. Bald schlief ich ein und träumte, ich sei in Sapporo auf Hockaido mitten im Winter. Ich ging spazieren, verlor meine Stiefel unterwegs und kam barfuss nach Hause. Da befahl ich dem Dienstmädchen, Feuer zu machen, denn es war mir so kalt — dass ich um $1\frac{1}{2}$ 4 Uhr aufwachte und trotz aller Versuche nicht wieder einschlafen konnte. Nach 17 Werst fuhren wir durch das Dorf Promesiutotschunaja und um $1\frac{1}{2}$ 10 Uhr vormittags kamen wir nach fernerem 16 Werst bis Tojasinskaja. Fast 10 Stunden hatten wir zu dem 33 Werst langen Wege gebraucht, und davon hatte ich 6 Stunden gewacht. Es waren qualvolle Stunden; ein furchtbarer Schneesturm und eine schauerliche Kälte machten meine Leiden fast unerträglich. In Tojasinskaja (37. Rast) war mein Wirt zum Unglück sehr beschränkt und die Be-

handlung nichts weniger als angenehm. Hier sah ich ganz erstaunt zum ersten Male ein deutsches Christusbild mit deutscher Unterschrift, und obwohl ich kein Christ bin, zog mich dieses Bild doch an, weil ich schon seit meiner Jugend Deutsch gelernt und in späteren Jahren auch Deutsch gelehrt hatte und weil ferner Deutschland das lang ersehnte Ziel meiner Reise war, dieses Land, das mir als vielfaches Vorbild der neuen Kultur meines Heimatlandes beinahe wie ein zweites Heimatland erschien, obwohl ich es noch nie gesehen hatte. Ich konnte leider nicht erfahren, wie dieses merkwürdige Bild in das ferne sibirische Dorf verschlagen war.

Nach dem Essen ging ich in die Kutscherstube und erwärmte dort meine gefrorenen Füße. Seit den 25 Tagen meiner Winterreise traf ich hier zum ersten Male einen nicht vernagelten Abort. Denn man sieht in den sibirischen Bauernhäusern im Winter gewöhnlich gar keinen oder nur einen fest vernagelten Abort. Die Leser mögen verzeihen, dass ich davon spreche, doch ist dies ein so auffallender und bezeichnender Uebelstand, dass es bei einer Schilderung von Sibiriens Land und Leuten kaum unerwähnt bleiben darf. Als ich auf mein Zimmer ging, fand ich ein offenes Bett und legte mich sofort auf ein Stündchen hinein, denn ein Bett hatte ich seit meiner Abreise von Irkutsk nicht wieder benutzt. Als ich aufgestanden war, kam die Wirtin und machte das Bett wieder zurecht, wobei sie zwar nichts sagte, aber doch ein recht brummiges Gesicht machte. Vielleicht war es ihr

eigenes Bett, das ich eigenmächtig benutzt hatte. Um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr wurde sehr schnell abgegessen und gerade zu Mittag die Weiterreise angetreten. In der Mitte des Dorfes führte eine Brücke über einen kleinen Fluss, und ich sah auch hier, wie sonst, grosse Löcher im Eise, von wo sich die Bewohner ihr Trink- und Waschwasser holten. Brunnen habe ich in den sibirischen Dörfern niemals bemerkt, wahrscheinlich, weil diese immer an einem Flusse oder Bache gelegen sind. Nach 12 Werst stiessen wir auf ein ärmliches, ein Werst langes Dorf. Von dort aus erstreckte sich eine unabsehbare Ebene, über die ein kalter Sturmwind mit aller Macht dahinfegte. Endlich kamen wir um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr abends in das Dorf Tsussurowa, 28 Werst hinter Tojasinskaja. (38. Rast.) Unsere Herberge war ganz klein und schmutzig; die beiden einzigen Oefen waren schlecht geheizt, und wie am Vormittage, war auch hier die Wirtin eine mürrische Alte. Ich bat ein Kind um Tinte und Feder. Es brachte mir beides; die Wirtin schimpfte aber und das Kind musste es wieder forttragen. Diese Nacht schlief ich unter einem unsauberen Verschlage, an der Decke, gemeinsam mit zehn Kutschern, was gerade nicht sehr behaglich war. Alles in allem war dies keineswegs ein angenehmes Jahresende.

Karawanen-Reise
zwischen
Mariensk und Tomsk
(210 Werst — 5 Tage).

26. Tag.

Montag, den 1. Januar 1894
(20. Dez. 1893 russisch).

Am Neujahrstage wurde ich schon um $1\frac{1}{2}$ Uhr von den Kutschern aufgeweckt, und alles machte sich rasch zur Abfahrt bereit. Ich musste beim Erwachen gleich an die Neujahrsfeier in Japan denken und sagte mir: „Wenn du jetzt zu Hause wärest, würdest du dich baden, neue Kleider anziehen, dich zum Festschmaus niedersetzen, viele Schalen Sake leeren und dann Besuche empfangen und abstatten“ — so aber konnte ich mir hier nicht einmal das Gesicht ordentlich waschen; denn ich bekam nur eine schmutzige Kelle mit etwas Wasser, womit ich mir die hohlen Handflächen

füllte und dann über das Gesicht fuhr. Wie es die andern zu thun pflegen, habe ich schon erwähnt.

Erst wollte ich mich nach Osten richten, um aus der Ferne die Majestäten unseres erhabenen Kaisers und unserer erlauchten Kaiserin zum Beginn des neuen Jahres zu begrüßen, doch schob ich dies noch einige Tage auf, weil ich bedachte, dass ich mich schon seit zehn Tagen nicht gebadet und heute mich ganz besonders schlecht gewaschen hatte. Ins Zimmer zurückgekehrt, ass ich mit den Kutschern zusammen an einem engen unreinen Tische. Ich sprach mit niemand über das Neujahrsfest, hatte jedoch trotz der gegenwärtigen Unannehmlichkeiten ein sehr erhebendes Gefühl, weil das alte Jahr glücklich vorübergegangen und ich Europa immer näher gekommen war.

Früh um 3 Uhr setzte sich die Karawane wieder in Bewegung. Es fiel kein Schnee von oben, doch trieb ein heftiger Wind den gefallenen Schnee umher. Zum Glück schlief ich aber die ersten 18 Werst, dreiviertel des Weges von Tsussurowa nach der Stadt Mariensk. 4 Werst vor der Stadt beginnt ein Dorf, das zwei Werst Länge hat, aber trotz der Nähe der Stadt ein sehr ärmliches Aussehen gewährt.

Die Stadt Mariensk, zur Provinz Tomsk gehörig, ist 4264 Werst von Petersburg entfernt und liegt an der Keja, einem Zufluss des Tschulym. Ihre 13000 Einwohner unterhalten einen so lebhaften Handel und Verkehr, dass Mariensk unter den Städten zwischen Irkutsk und Tomsk nur von Krasnojarsk

übertroffen wird. Am Ufer der Keja steht ein grosser, sehr belebter Bazar und ich sah auch mehrere Schulen und Kirchen. Zu meiner grossen Freude kehrten wir (39. Rast) in einem ansehnlichen schönen Hause ein, und wir drei, Klimoff, Telmoff und ich, erhielten ein besonderes Stockwerk zu unserer Benutzung. Das Wetter war prächtig, die Luft klar, und der Sonnenschein glänzte herrlich durch die Scheiben. Ein vorzügliches, reichliches Mahl wurde uns vorgesetzt; es bestand aus Brot, Reispilock, kleinen Fischen, Ersch genannt, Gurken, Beeren in Honig und Thee. Jetzt erst überkam mich eine volle festlichfrohe Stimmung; zu meiner besonderen Befriedigung fehlte mir ja zu dem heutigen grossen Feiertage neben Thee und Fischen nicht der Reis, unsere japanische Nationalspeise.

Nun konnte ich vor Freude mein Geheimnis nicht länger bewahren und so erzählte ich an der Tafel, dass heute wie im westlichen Europa so auch in meinem Heimatlande Japan Neujahr gefeiert werde. Alle riefen mir sofort ein fröhliches Prosit Neujahr! zu und wir feierten so lustig das neue Jahr, dass wir gar nicht bemerkten, wie die Karawane ohne uns weiter fuhr. Erst um 12 Uhr mittags wurden wir dies gewahr, worauf wir nochmals Thee tranken und dann zusammen nachfuhren. Klimoff kaufte zuvor noch im Bazar ein Paar Katonki (Pelzschuhe) ein, die er mit Thee statt mit Geld bezahlte. Denn alles, auch die Zeche, wird von den Karawanen gewöhnlich mit Thee bezahlt. Bei starkem Gegenwinde

trafen wir nach 7 Werst die Karawane. Als ich auf meinen Schlitten steigen wollte, konnte ich vor Sturm kaum vorwärts und ich wäre wohl nicht auf den Schlitten hinaufgekommen, wenn mich Klimoff nicht hinaufgehoben hätte. Dann kamen wir zum Glück in einen Wald, wo wir etwas geschützter waren. Im Walde traf ich einen Fussgänger, der in Ostsibirien gelebt und auch Japaner kennen gelernt hatte. Mehrere Werst lang ging er neben meinem Schlitten her, und ich unterhielt mich mit ihm sehr angenehm.

Um 4 Uhr nachmittags kamen wir bei 23 Werst an das Dorf Podoberunitschunaja und ich freute mich schon wegen des herrschenden Schneesturms auf eine Rast, doch ging der Zug ohne Aufenthalt noch 18 Werst weiter, bis wir, mit Sturm und Kälte kämpfend, abends um 10 Uhr in dem grossen Dorfe Tümenewaja anlangten (40. Rast). Ich schlief, in mehrere Pelze gehüllt, oben im ersten Stockwerk auf Kisten, doch wurde es mir so kalt, dass ich aufwachte und mich mit einigen Pelzen bedeckte. Gleichwohl litt ich in der ganzen Nacht noch sehr, und besonders blieben meine Füsse immer kalt. Ich konnte daher nicht recht schlafen und hörte von Zeit zu Zeit eine Kukuksuhr schlagen, über die ich mich sehr wunderte, denn eine solche Uhr ist für diese Gegend eine grosse Seltenheit. Leider ist mir in dieser Nacht ein grosses rotes Taschentuch aus Seide, ein Andenken an eine japanische Freundin, abhanden gekommen. Vielleicht hat es einer von den Leuten für seine Geliebte behalten.

27. Tag.

Dienstag, den 2. Januar

(21. Dez. russisch).

In meinem schlechten, unruhigen Schlafe träumte mir, wie immer, wenn mir kalt war: Ich ging im Frühjahr zu Tokyo im Parke Ueno spazieren. Ich trug nur ein einfaches Kleid mit einem dünnen Ueberrock. Da traf ich drei meiner Freunde, und einer fragte mich: „Ist es Dir nicht zu kalt? Jetzt muss man noch ein Awasse (ein Doppelkleid) tragen.“ Ich antwortete aber: „Mir ist es gar nicht kalt. Es wird ja jetzt immer schöneres Wetter.“ Dabei wachte ich wieder auf und merkte, dass mein Körper ganz kalt geworden war. Ich stieg deshalb zu den Kutschern hinunter, ass eine warme Fleischsuppe und trank Thee, um mich zu erwärmen.

Um 7 Uhr früh ging es weiter. Da schon vorher ein unbeschreibbar heftiger Schneesturm raste, trank ich vor der Abreise schnell noch Wodki, weshalb ich auf dem Schlitten anfangs sehr gut schlief. Ich bemerkte deshalb nicht nach 12 Werst das Dorf Birikulluskaja und erwachte erst 2 Werst weiter.

Von da aber waren es noch 16 Werst bis zur nächsten Rast im Dorfe Koryonskaja (?), wo wir nach furchtbaren Anstrengungen gegen Sturm, Schnee und Kälte um 4 Uhr nachmittags eintrafen. Wir hatten also in 9 Stunden 30 Werst zurückgelegt, trotz des Sturmes, der, je mehr wir uns Europa näherten, desto stärker uns entgegen zu rasen schien. Dennoch war es mir ein wonniges Gefühl, dass ich mich immer mehr Europa näherte. — Am Eingange vom Dorfe stand ein Zollhaus. Unser Haus, wo wir einkehrten (41. Rast), war gross, aber nicht sehr sauber. Auch in dieser Nacht fand ich wenig Schlaf, trank deshalb viel Wodki, schrieb an meinem Tagebuch und verfasste noch mehrere Briefe und Zeitungsberichte. So kam die Mitternacht heran.

28. Tag.

Mittwoch, den 3. Januar

(22. Dez. russisch).

Nach Mitternacht weckte ich Klimoff und sagte ihm, es wäre schon Zeit zum Aufbruch. Er ging hinab und befahl den Kutschern, sich fertig zu machen. Um 2 Uhr früh reisten wir ab. Nach 7 Werst kamen wir um 4 Uhr durch Potschdanskaja, und dann schlief ich 13 Werst und wäre noch nicht aufgewacht, hätte nicht bei einem kleinen, kaum eine Werst langen, ärmlichen Dorfe ein Kutscher grossen Lärm gemacht. Er schrie, ein Räuber hätte einen BallenThee gestohlen. Bei näherer Untersuchung fand sich, dass wirklich ein Räuber die tiefe Dunkelheit benutzt hatte, um in der Mitte des Zuges an einem Schlitten mehrere Stricke zu durchschneiden und einen Ballen Thee im Werte von etwa 300 Rubeln herunterzureissen. Leider wusste man nicht, wann dies geschehen war. Wir blieben eine halbe Stunde stehen, und schliesslich fuhr Klimoff mit seinem Gewehr zurück, um den oder die Räuber zu suchen. Ich schlief bald wieder ein

und erwachte erst nach weiteren 6 Werst. Endlich trafen wir um 11 Uhr vormittags in dem grossen Dorfe Kolünskaja ein. (42. Rast.)

Bei unserer Einkehr empfing uns eine alte bitterböse Frau, die gerade auf ihren Sohn und ihre Schwiegertochter schrecklich schimpfte. Sie spann dabei Flachs. Da fiel ihr Blick auf mich, und als sie bemerkte, dass ich rauchte, fing sie sofort an, nun auf mich zu schimpfen. „Wenn Du rauchen willst, so mach', dass Du auf die Strasse kommst,“ schrie sie ganz erbozt; ich aber rauchte ruhig weiter, weshalb sie immer ärgerlicher wurde. Klimoff kehrte erst jetzt gegen Mittag, jedoch ohne jeden Erfolg, zurück. Wahrscheinlich hatten die Räuber nach ihrer Gewohnheit den gestohlenen Ballen im Schnee vergraben, um ihn erst später zu holen. Den schweren Verlust musste Klimoff selbst tragen.

Nach dem Essen ging ich auf das Postamt und sah, dass meine Uhr gegen die Petersburger Zeit gerade um 5 Stunden vorging, denn die Uhr auf der Post zeigte 8,40 vormittags, meine Uhr 1,40 nachmittags. Ich besorgte einige Postkarten und sah mir auf der Rückkehr das Dorf etwas näher an. Es hatte einen Bazar, eine Kirche und sogar eine Schule. Das Wetter war so warm geworden, dass ich in meinen Pelzen schwitzte. Als ich jedoch auf mein Zimmer zurückkehrte, gewahrte ich im Spiegel, dass meine Nase ganz rot gefroren war. Da ich noch Zeit bis zum Aufbruch hatte, wagte ich die schreckliche Hausfrau um Tinte und Feder zu bitten. Sie antwortete mir sehr liebenswürdig:

„Für Dich habe ich nichts zum Borgen.“ Ich grämte mich aber deshalb nicht viel, sondern freute mich innerlich, dass ich bald unter gebildete Leute kommen sollte, denn bis zur Universitätsstadt Tomsk fehlten ja nur noch 109 Werst!

Um 4 Uhr nachmittags reisten wir von Kolünskaja ab, fuhren um 10 Uhr abends nach 22 Werst durch Ischinskaja, ohne Aufenthalt zu nehmen, und gelangten nach abermals 22 Werst am anderen Morgen um 4 Uhr nach Tsuruntäwa. Trotzdem die Fahrt 12 Stunden dauerte und 44 Werst betrug, war es seit meiner Abreise von Irkutsk die allerwärmste und daher auch angenehmste Fahrt. Es fiel kein Schnee und es wehte auch kein Wind, so dass ich den grössten Teil des Weges ganz vorzüglich schlafen konnte und erst aufwachte, als wir in Tsuruntäwa einkehrten. (43. Rast.)

29. Tag.

Donnerstag, den 4. Januar

(23. Dez. russisch).

In Tsuruntäwa hatte ich wieder im Gegenteil eine recht freundliche Wirtin. Sie besass zwei Töchter im Alter von 13 und 10 Jahren. Das ältere Mädchen war leider sehr verwachsen und bot einen recht traurigen Anblick dar. Das jüngere Mädchen war sehr klug und geweckt und besorgte mir alles mit grosser Freundlichkeit. Nach dem Essen stieg ich auf einen Verschlag, der zwischen dem Ofen und der Decke angebracht war, doch konnte ich vor Wärme nicht gut schlafen, weil der Ofen zu stark geheizt war. Ich träumte dort zu hören, eine greise Verwandte von mir sei schwer erkrankt. Ich ging sogleich zu ihr, und sie freute sich sehr über meinen Besuch und reichte mir die Hände. Ich küsste ihr dieselben und sah zu meiner Verwunderung, dass auch meine verstorbene Schwester und zwei verstorbene Tanten zum Besuche da waren. Ich traute meinen Augen nicht und riss sie auf — da hörte ich, dass in demselben Zimmer,

wo ich lag, eine alte Frau, wahrscheinlich die Mutter des Wirtes oder der Wirtin, sehr stark röchelte, und ich sah, wie alle Mitglieder der Familie eifrig um sie herum bemüht waren. Meine greise Verwandte aber, so erhielt ich später in Berlin die Nachricht aus Japan, war im Alter von über 90 Jahren gestorben.

Um 8 Uhr früh wurde aufgestanden und um 9 Uhr aufgebrochen. Nach 10 Werst trafen wir am Eingang eines Dorfes auf einen Zug von etwa 300 Verbannten. Besonders traurig war es anzusehen, wie viele Frauen und Kinder Mangel an warmen Kleidern hatten, und ich hatte ein tiefes Mitgefühl mit diesen Unglücklichen. Wir hielten an und liessen den Zug des Jammers an uns vorüber schreiten. Alle Männer trugen, wie gewöhnlich, Kessel zum Theekochen und Brotsäcke auf dem Rücken. Die Unglücklichen baten uns um etwas Thee und einige Kopeken, was sie auch erhielten.

Es war 2 Uhr, als wir weiterfuhren. 22 Werst von Tsuruntäwa erreichten wir in der Dämmerung Haludewa, zogen aber noch 14 Werst weiter bis Semiluschunaja, wo wir abends um 9 Uhr Halt machten. (44. und letzte Rast.) Wir hatten 36 Werst in 12 Stunden hinter uns gelassen und befanden uns nur noch 29 Werst von Tomsk entfernt. Auch die letzte Fahrt war sehr angenehm, denn wenn es auch ein wenig schneite, so erhob sich doch kein Wind; auch war die Luft nicht so kalt und der Mondschein so prächtig, dass ich öfter schöne Fernsichten über das weite Land geniessen konnte.

Merkwürdig, dass mir trotzdem besonders die letzten 14 Werst sehr lang vorkamen, vielleicht wegen meiner Ungeduld, nach Tomsk zu kommen. Endlich hatte ich von einem Hügel aus einen recht malerischen Anblick auf das grosse Dorf Semiluschunaja, das sich mit seinen vielen hübschen Häusern am Abhang in die Ebene hinunterzog.

Unser Einkehrhaus lag mitten am Abhang. Alle Mitglieder des Hauses waren ohne Ausnahme äusserst freundlich und auch ziemlich gut gebildet, so dass ich mich unter diesen netten Leuten so wohl fühlte, wie nie zuvor in einem sibirischen Dorfe. Und nun nur noch 29 Werst von Tomsk! Ich fragte mich gleich, sollte nicht die nahe, einzige sibirische Universität die Bildung meiner Wirtsleute beeinflusst haben? Auf mein Befragen erzählten sie mir auch, sie hätten unter den Studenten Verwandte und diese wieder Bekannte, und es kämen daher oft viele Studenten von Tomsk zum Besuche her.

Ein junger Mann aus dem Hause fragte mich auch nach dem bekannten Mordanfall auf den Thronfolger, aber nicht in so gehässigem Tone, wie ich bisher gefragt wurde. Ich gab ihm die gewünschte Auskunft. Darauf sagte er mir: „In Japan kommen wohl solche Mordanfälle häufig vor? So wurde dort erst vor einigen Jahren ein Unterrichtsminister von einem Beamten ermordet.“ Da ich den Mörder des Ministers Mori persönlich kannte, berichtete ich ihm den Vorgang ganz ausführlich; und ich will hier wegen des grossen Aufsehens, das damals der Mord erregte, meine Erzählung in Kürze wiedergeben:

„Der Mörder hiess Buntaro Nishino, stammte aus meiner Heimat, der Provinz Yamaguchi-Ken, und war einmal mein Schüler, da ich ihn in der deutschen Sprache unterrichtete; damals wohnte er zwei Jahre lang bei mir in Tokyo. Nicht aus persönlicher Rachsucht handelte er, als er den Minister Mori ermordete, sondern aus patriotischer Begeisterung, um seinem Vaterland zu nützen. Mori hatte durch verschiedene Anlässe die öffentliche Stimmung gegen sich erregt. So war er in den Tempel in Isse, wo die ältesten Urahn unserer Kaiserfamilie verehrt wurden, mit Stiefeln getreten, obwohl es ihm die Priester dem alten heiligen Brauch und dem gesetzlichen Verbot gemäss untersagt hatten. Mori kehrte sich aber nicht daran und beging noch einen zweiten Frevel, indem er mit seinem Spazierstock den Vorhang vor dem Hauptaltar emporhob. Ferner hatte Mori als Unterrichtsminister die Universitätsgebühren zu schnell und zu sehr erhöht, weshalb er sich besonders in Studentenkreisen missliebig machte. Nishino dachte nun, er könne als ein einfacher, unbekannter Mann gegen den Unterrichtsminister sonst nichts machen, und so beschloss er, ihn zu ermorden. Er überfiel ihn und tötete ihn durch einen Stich mit einem Küchenmesser (Debabotscho) und wurde dann selbst von hinten von einem Wachbeamten des Ministers getötet. Es ist dies der einzige Fall seit Gründung des japanischen Reiches, dass ein Minister von einem einzelnen Menschen umgebracht wurde, während sich sonst immer Verschwörungen

bildeten. In ganz Japan wurde Nishinos That sehr beifällig aufgenommen und sein Grab in Yanaka hinter dem Parke Ueno zu Tokyo wird noch jetzt, nach fast zehn Jahren, täglich besucht, mit frischen Blumen geschmückt und mit frischen Räucherkerzen versehen, während das Grab des Ministers Mori in Aoyama (Tokyo) fast gänzlich vergessen ist.“

Nach dieser Erzählung nahm ich mit den Wirtsleuten eine Mahlzeit ein und genoss dabei vorzüglichen Honig, der hier nur 12 Kopeken das Pfund kostete. (In Irkutsk hatte er 25—30 Kopeken, in Wladiwostok gar 1—1½ Rubel gekostet.) Der Wirt erzählte, er habe sich sein Vermögen mit Honig verdient. Nach der Mahlzeit konnte ich meinen japanischen Schlafrock anziehen und auf einem Divan eine sehr angenehme Ruhe halten.

30. Tag.

Freitag, den 5. Januar

(24. Dez. russisch).

Als ich früh um 3 Uhr aufgeweckt wurde, hatte ich ein doppeltes Gefühl der Freude: es war heute ein grosser japanischer Feiertag und heute, an diesem Feiertage, sollte ich nach Tomsk, der heiss ersehnten Universitätsstadt *), gelangen! Nach dem Essen reisten wir um 4 Uhr ab. Es herrschte ein heftiger Gegenwind und ich konnte deshalb nicht einschlafen, war aber trotzdem in vergnügter Stimmung. Nach 5 Werst trafen wir ein kleines Dorf und nach weiteren 5 Werst ein zweites ebenso kleines Dorf. Nach einer eintönigen Fahrt zogen wir endlich, endlich um 2 Uhr nachmittags in Tomsk ein. Am Eingang erwarteten uns Klimoff und Telmoff, die vorausgefahren waren, mit vielen Flaschen Wodki; und ein jeder schlürfte mit Be-

*) Damals existierte nur eine einzige Fakultät, die medizinische; seit diesem Jahre (1897) ist noch eine juristische hinzugekommen.

hagen ein Glas hinunter, um das Reiseziel würdig zu begrüßen.

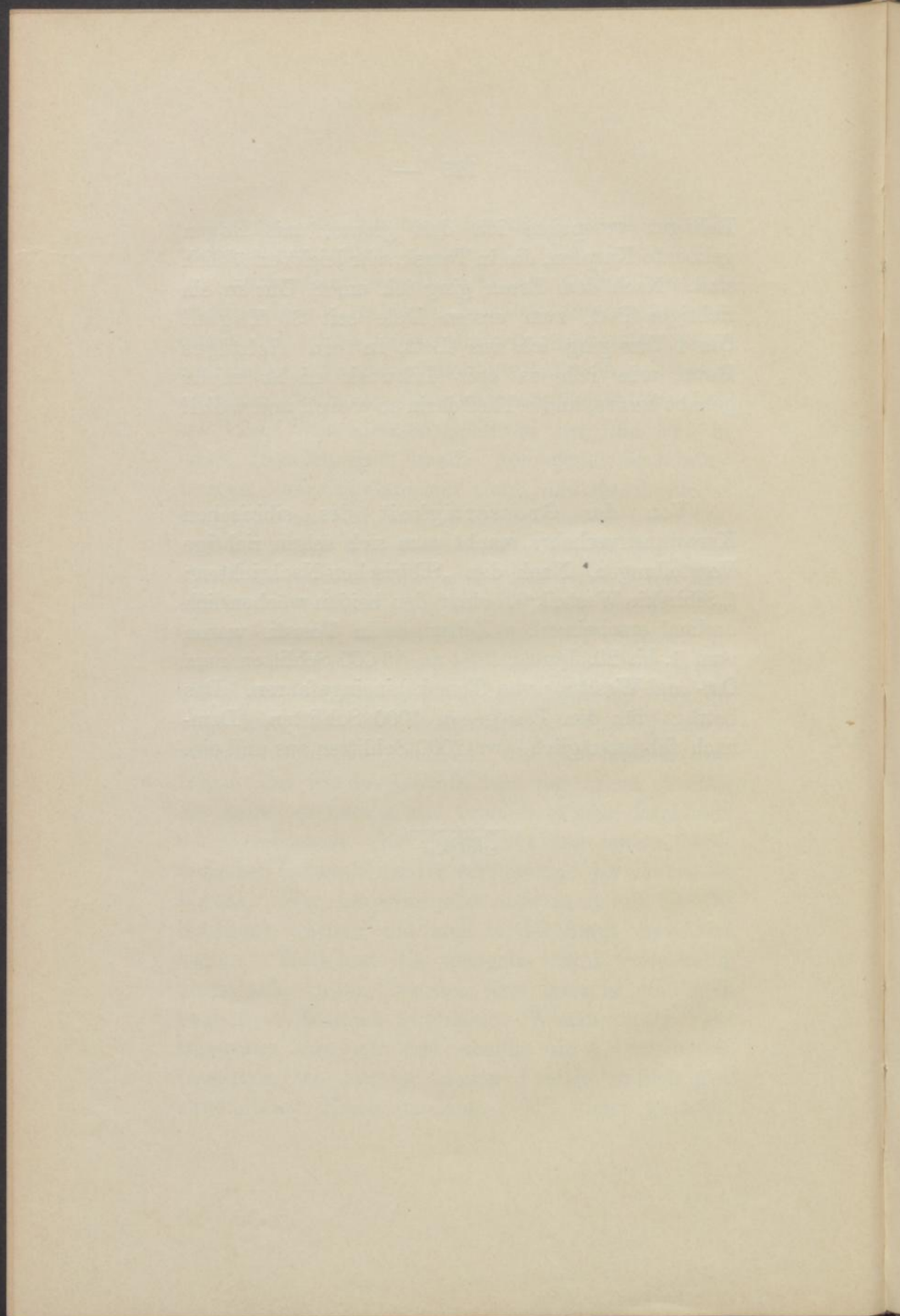
Hoherfreut ging ich zu Fuss in die Stadt und sah auch bald ein Badehaus, das mich in Entzücken versetzte, weil ich endlich wieder seit einem vollen Monat ein reinigendes und erquickendes Bad geniessen sollte. Da machte sich, ohne dass es jemand sonst bemerkte, ein Pferd vom letzten Schlitten los und lief in einen fremden Hof hinein. Ich wollte es heraus treiben, aber es gelang mir nicht, und als ich wieder auf die Strasse trat, war die Karawane verschwunden, und ich wusste auch nicht wohin. Ich lief in meinen schweren Pelzen wohl eine halbe Stunde hin und her und schwitzte dabei so sehr, dass ich die Pelzdecke, die über meiner Pelzmütze lag, herunterzog. Als ich später unter Dach und Fach kam, waren mir Ohren und Nase ganz geschwollen, so dass ich vierzehn Tage lang daran zu leiden hatte. — Endlich, nach vielem vergeblichen Suchen, traf ich Klimoff und führte ihn in das Gehöft, wo das Pferd steckte. Er holte es heraus und brachte es zum Packhaus der Gesellschaft. Es lag unweit von einem medizinischen Gebäude der Universität und der deutschen Kirche. Wir mussten jetzt aber noch auf 20—30 Schlitten warten, die sich in der Stadt verfahren hatten. Nachdem die übrigen schon vollständig ausgepackt hatten, wurden jene gesucht und erst nach 2—3 Stunden gefunden. Wegen dieser Verzögerung kam ich erst abends um 5 Uhr in das Gasthaus, wo ich zu meiner Freude endlich gut zubereitetes Essen vorfand. Mit dem grössten

Behagen verspeiste ich drei grosse, mit Rogen gekochte Karpfen, die in Tomsk sehr leicht erhältlich sind. Nach dem Essen ging ich um 8 Uhr in ein richtiges Bad, zum ersten Male seit 30 Tagen! Um 1 Uhr ging ich ins Bett, in ein richtiges Bett, wie ich es seit Irkutsk nicht mehr gehabt hatte, und schlief darin so weich und wohl!

* * *

Von der Grossartigkeit des sibirischen Karawanenverkehrs macht man sich selten richtige Vorstellungen.* Nach den „Sibirischen Nachrichten“ („Sibirskie Westnik“), einer der beiden wöchentlich dreimal erscheinenden Zeitungen in Tomsk, waren vom 1. bis 20. Januar 1894 an 19 000 Schlitten zum Ost- und Westthor von Tomsk hineingefahren. Das beträgt für den Tag gegen 1000 Schlitten. Demnach fahren täglich etwa 2000 Schlitten aus und ein.





Anhang.

Weltreise mehrerer Japaner
über Sibirien
vor 100 Jahren.

Anhang.

Wohlthaten mehrerer Japaner

über Sibirien

vor 100 Jahren.

Einleitung.

Es war im September des Jahres 1804, als das russische Kriegsschiff „Nadeschda“ vier Japaner, den 60jährigen Tsudayu und seine Gefährten Gihei, Sahei und den 34jährigen Tajuro, die 15 Jahre zuvor während eines Sturmes Schiffbruch erlitten hatten und an die ostsibirische Küste geschleudert waren, bei der Insel Iwo-ga-Shima vor dem Hafen Nagasaki ans Land setzte.

Ein sonderbares Schicksal hatte die vier Seefahrer in diesem Zeitraum rings um den Erdball geführt. Die Weltreisenden wider Willen haben darüber ein Tagebuch geführt, das schon deshalb ein allgemeines Interesse beanspruchen darf, weil vor hundert Jahren eine Reise um die Welt ein selteneres Ereignis war, als heute, wo man auf Dampfschiffen und Eisenbahnen schon in wenigen Monaten die Erdkugel umkreisen kann. Noch interessanter ist aber das Tagebuch dadurch, dass es von Leuten geschrieben ist, deren Volk bis vor vierzig Jahren von der übrigen Welt vollständig

abgeschlossen gelebt hat, da es bei Todesstrafe dort verboten war, ins Ausland zu reisen. Ich erlaube mir daher, meinen Lesern einige der anziehendsten Stellen aus diesem Reisewerke mitzuteilen.

I.

Von Japan nach Ochotsk.

Wir waren 16 Leute — so heisst es darin im Anfang — die wir am 27. November 1789 mit unserem Kapitän Heibei, auf dem Segelschiffe „Waka-Miya-Maru“ von dem Hafen Ishino-Maki unweit Sendai abgefahren waren, um nach Yedo (dem jetzigen Tokyo) Reis zu transportieren. Zum Unglück wurde unser Schiff auf der Fahrt steuerlos, und wir sahen uns gezwungen, um dem heftigen Sturme die Stirn bieten zu können, selbst die Masten zu kappen. Was sollten wir Hilflosen jetzt ohne Steuer und Masten beginnen? Da hiess es sich von den Wellen treiben lassen, wohin diese wollten. Unser Glück war es, dass wir ein volles Schiff mit Reis hatten, so dass es uns nicht an Proviant fehlte.

Wir sahen keinen Berg, keine Insel, kein Ufer mehr, und so verging ein halbes Jahr, welches uns eine Ewigkeit dünkte, bis wir am 5. Juni 1790 bei einer uns unbekannten, trotz des Sommers mit

Schnee und Eis bedeckten Insel landeten. Zehn Tage hindurch sahen wir hier kein lebendiges Wesen, und erst am elften Tage kamen wir in ein Dorf, dessen Bewohner, etwa 30 an der Zahl, in Höhlen wohnten. Ihrem Aeusseren nach hatten die Männer kurze Haare, langen Bart und eine schwarze Gesichtsfarbe. Ihre Kleidung bestand aus Federn und Tigerpelzen; die Sprache war eine von der unseren ganz verschiedene. Beim ersten Anblick glaubten wir nicht Menschen, sondern wilde Tiere vor uns zu sehen. Trotz dieses wilden Anblicks nahmen diese Leute uns freundlich auf. Die Männer trugen unser Schiff aufs Land und die Frauen brachten uns Fische, Wasser und Heu, worauf sie uns ein Lager zurecht machten. Das fremde Land aber, das wir betreten hatten, war eine Insel, die unweit der Beringstrasse gelegen war und im Jahre 1787 von dem aus Moskau stammenden Kapitän Serikof entdeckt und nach einem heftigen Kampfe mit den Eingeborenen erobert worden war.

Was die Frauen anbetraf, so trugen die verheirateten die Haare hochgesteckt, während die unverheirateten dieselben in drei Strähnen herunterhängen hatten. Sonderbar erschien uns, dass die Frauen an dem Mund sich einen falschen Bart eintätowiert hatten und ausserdem einen Holzstab durch die Mitte ihrer Nase gezogen hatten, an welchem Ringe aus Fischknochen oder Glas aufgezogen waren. Zehn Tage waren wir hier in der Einöde unter den Wilden — so erzählen die Reisenden weiter —, da kam ein ganz mit Pelzen beladenes Schiff an, aus welchem zehn

bewaffnete, einer fremden Nation angehörige Männer ausstiegen. Es waren russische Beamte und Soldaten, die uns ausfragten; jedoch konnten wir uns gegenseitig nicht verständigen. Nur so viel konnten wir ihnen begreiflich machen, dass wir aus Japan seien. Am anderen Morgen wurden wir von den Russen auf ihr Schiff aufgenommen, welches nach einer 50 Werst entfernten Insel „Nachatsuka“ fuhr. Dieselbe steht unter russischer Verwaltung, und es leben dort 40 Russen und 70 Eingeborene. Hier verblieben wir zehn Monate, während welcher Zeit die Russen uns Nahrung gaben, wofür wir ihnen beim Fischfang und bei der Jagd halfen. Auf der Insel selbst gedieh kein Baum, sondern nur einige dem Schilf ähnliche Sorten Gras, das auf der Insel als Brennmaterial verwandt wird. Die Bewohner fangen hier besonders Lachs und Stör, des öfteren auch tote Walfische und sonstige Seetiere. Diese Fische wurden, so wie sie waren, mit Seewasser gekocht oder ganz roh gegessen.

Als Waffen gebrauchten die Leute 2 m lange Holzstöcke, an deren Spitze vergiftete Steine befestigt waren. Im Frühling 1791 lernten wir einen russischen Kapitän mit Namen Garanof kennen, der uns versprach, sich zu bemühen, uns nach dem Festlande und später nach Europa mitzunehmen.

An eine Rückkehr nach unserer Heimat war zu jener Zeit nicht zu denken, da Japan noch keine Verbindung mit irgend einem Lande hatte,

auch die Idee eines Wasserweges zur Zeit noch keinem Menschen gekommen war.

Leider war unser japanischer Kapitän Heibei inzwischen im Winter auf der Insel Nachatsuka gestorben, so dass wir nur noch 15 an der Zahl waren, die mit dem Kapitän Garanof mitfuhren. Mit diesem kamen wir, uns nach Norden richtend, nach einer Fahrt von 25 Tagen nach einer Insel Sanbasho, welche 400 Werst von Nachatsuka entfernt ist. Hier nahmen wir eine grosse Ladung Pelz von Tieren, die die Bewohner im letzten Winter erjagt hatten, auf und fuhren nunmehr nach der Insel Amiseisk, wo die Nächte nur so kurze Zeit währten, dass man kaum den Unterschied zwischen Tag und Nacht wahrnehmen konnte. Nach unserer Wasseruhr wurde es erst um Mitternacht dunkel und um ein Uhr war es schon wieder ganz hell. — Hier erfuhren wir zum ersten Male, dass auch ein japanischer Kapitän Kodayu mit seinen Genossen bereits vor 15 Jahren hier mit seinem Schiffe in einem Sturme gestrandet war und des weiteren erfuhren wir zu unserem grossen Erstaunen, dass derselbe auf Kosten der russischen Regierung über Ochotsk, Jakutsk, Irkutsk, bis nach Petersburg zu Lande und von dort aus mit einem Kriegsschiffe nach seiner Heimat zurückgeschickt worden war.

Zehn Tage waren wir von Nachatsuka aus unterwegs, als wir schon Eisberge sahen. Der Kapitän wunderte sich selbst hierüber, indem er erklärte: „Nun sind wir schon 300 Werst zu weit

gefahren, wir sind schon in der Nähe von Alaska (Nordamerika)“. Darauf fuhren wir nach Amiseisk zurück, von wo aus wir nach 43 tägiger Fahrt am 25. Juni 1791 in den Hafen von Ochotsk einliefen, das von Nachatsuka 3870 Werst entfernt ist. Der Kapitän stellte uns dort dem obersten Hafenbeamten vor, der uns auch zum ersten Male mit Brot aufwartete.

II.

Von Ochotsk durch Sibirien nach Petersburg.

Da es uns daran lag, eine Beschäftigung zu finden, um auf eigenen Füßen zu stehen, der Hafen von Ochotsk zur Zeit aber noch so unbedeutend war, dass es für uns Fremde dort keine Arbeit gab, so versprach uns der Kapitän, uns nach einer von dort 4000 Werst entfernten bedeutenden Stadt Irkutsk im inneren Sibirien zu bringen. Da wir jedoch nicht auf einmal alle befördert werden konnten, weil so viele Pferde nicht für uns zur Verfügung standen, so liessen wir das Los darüber entscheiden, wer von uns zuerst befördert werden sollte. So kamen wir erst nach

und nach in drei getrennten Gruppen in Irkutsk an — die ersten von uns waren am 18. Juli 1791 von Ochotsk abgereist und die letzten am 3. August 1792. Die Reisen dauerten $5\frac{1}{2}$ bis 6 Monate. Im Sommer ritten wir und im Winter wurden Schlitten benutzt. Im Sommer mussten wir bei Tag und bei Nacht das Gesicht mit den aus Pferdehaaren gemachten Netzen, sogen. „Seitschika“, bedecken, um uns vor der Plage der Ungeziefer zu schützen. Auf der Reise nach Irkutsk verloren wir leider einen unserer Kameraden Namens Ichigoro. Er starb in einer Stadt Jakutsk, die von Ochotsk 1200 Werst und von Irkutsk 2813 Werst entfernt ist, nachdem der ganze Körper ihm vom Gliederreissen über und über aufgeschwollen war.

Als wir in der im Jahre 1653 gegründeten Stadt Irkutsk ankamen und zum Stadtvorsteher geführt wurden, trafen wir zum grossen Erstaunen einen Beamten von japanischem Aussehen, der neben dem Stadtvorsteher sass und mit ganz fröhlicher Miene uns ansah. Wie angenehm und wie wunderbar war es für uns, als der letztere uns in unserer Sprache nach unseren bisherigen Erlebnissen fragte, da wir gar nicht erwartet hatten, hier, viele Tausend Werst von der Heimat entfernt, in unserer Muttersprache angedet zu werden. In der angenehmsten Unterhaltung mit ihm erfuhren wir, dass er vor 15 Jahren bei dem Schiffbruche mit seinem Kapitän Kodayu in der Nähe von Kamtschatka gestrandet und hierher, ebenso wie wir, geschickt worden war. Er hiess Shinso aus der

Provinz Ise, doch führte er damals den russischen Namen Nikolai Petrowitschi Korotegenof, weil er russischer Unterthan geworden und mit einer Russin verheiratet war, auch bereits drei Kinder hatte. Er lebte als Lehrer der japanischen Sprache und hatte etwa 10 Schüler in der Stadtschule, bei der man damals schon chinesisch und mongolisch lernen konnte. Wir haben ausserdem noch einen über 80 Jahre alten Russen Namens Tokorakof, der unsere Sprache ziemlich gut sprach, getroffen. Tokorakof hatte von seinem 12. Lebensjahre an bis zum 20. neun Jahre lang bei einem Japaner, der damals dorthin gewandert war, die japanische Sprache gelernt.

Durch die herzlichen Bemühungen dieser beiden lebten wir acht Jahre lang in Irkutsk. Während dieser Zeit waren wir bald als Arbeiter, bald als Fischer im Flusse Angara und auf dem von der Stadt 70 Werst entfernten grossen See Baikal thätig. Einmal haben wir Sake (Reiswein) gebraut und damit haben wir ziemlich viel Geld verdient. Als wir als Fischer auf oder an dem Baikal-See waren, sahen wir täglich zu unserer grossen Verwunderung ein wildes Volk, Tungusen genannt, das keine feste Wohnung hatte, sondern immer um den See herum wanderte und sehr gut Bogen schiessen konnte. So schiesst z. B. ein Tunguse einen Pfeil in die Höhe und mit einem zweiten Pfeile schiesst er sogleich nach dem ersten und trifft ihn jedesmal. Auf dem Kirchhofe zu Irkutsk haben wir zu unserer Verwunderung zufällig zwei steinerne

Gräber mit japanischer Inschrift aus dem Jahre 1726 gefunden, in welchen zwei Japaner, Takeuchi und Matsumoto, begraben lagen.

In Irkutsk starb während unseres Aufenthaltes unser Kamerad Kichiroji, und so blieben unserer nur noch im ganzen 13.

Endlich wurden wir 13 Landsleute am 1. März 1803 plötzlich zum Stadtvorsteher gerufen, welcher wie folgt zu uns sprach:

„Unser Kaiser Alexander hat mir gestern Abend durch einen Boten sagen lassen, dass er alle hier weilenden Japaner in Audienz empfangen will, und daher will ich euch möglichst schnell nach Petersburg schicken. Unser Kaiser hat die Absicht, mit dem japanischen Kaiser einen Handelsvertrag zu schliessen. Deshalb wird unser Kaiser euch Japaner alle gewiss ganz gut behandeln. Wer von euch nach der Heimat zurückkehren will, den wird unser Kaiser gewiss mit einem Kriegsschiffe nach Japan schicken.“

Und so verliessen wir 13 Landsleute am 7. März im Jahre 1803 mit dem kaiserlichen Boten und Dolmetscher Nikolai Petrowitschi Korotegenof (unserem Landsmanne Shinso) die Stadt Irkutsk, in welcher wir acht Jahre lang gewohnt hatten. Da wir vom Kaiser zur Audienz befohlen waren, wurden wir bei der Abreise aus Irkutsk mit grossen Ehren von den Beamten und Bekannten verabschiedet.

Nach 52 tägiger Fahrt bei Tag und Nacht über Krasnojarsk (am Flusse Jenisei), Atschinsk, Tomsk, Tümen, Ekaterinburg, das Uralgebirge, Perm, Kasan, Nishnij-Nowgorod und die wunderbar schöne,

grosse Stadt Moskau (die damals noch nicht durch Napoleon in Brand gesteckt war) kamen wir am 27. April 1803 in Petersburg an. Diese ganze Strecke sind wir auf Wagen mit drei oder vier Pferden gefahren. Der Weg von Irkutsk bis nach Moskau war nicht gut, aber zwischen Moskau und Petersburg war er ganz gerade, glatt und wunderbar gut gebaut. Auf der Fahrt wurden unsere drei Kameraden Sadayu, Seiso und Ginsaburo wahrscheinlich wegen des Schnellfahrens krank und blieben unterwegs zurück. Seitdem haben wir von ihnen nichts mehr gehört, deshalb waren wir nur noch zehn Kameraden ausser dem Dolmetscher Korotegenof (Shinso), als wir in Petersburg ankamen.

III.

Aufenthalt in Petersburg.

Unser Dolmetscher wurde vom damaligen auswärtigen Minister Garaf gerufen, kam erst nach einigen Stunden zu uns zurück und sagte:

„Kaiserin Catharina II. hat einmal den japanischen Kapitän Kodayu mit seinen beiden Genossen, die mit mir vor etwa 30 Jahren bei dem Schiffbruche an der Halbinsel Kamtschatka strandeten und später nach Petersburg geschickt wurden, wie ich

euch davon schon öfters in Irkutsk erzählte, mit dem kaiserlichen Gesandten Resanoff zusammen auf einem Kriegsschiffe nach Japan vor etwa zehn Jahren geschickt. Der Gesandte Resanoff wollte nach dem Befehle der Kaiserin Catharina II. einen Handelsvertrag mit Japan schliessen. Wie sehr er sich auch darum bemühte, kam er doch umsonst zurück, weil die japanischen Hafenbeamten in Nagasaki sehr hartnäckig waren und ohne die Holländer nichts machen wollten. Der jetzige Kaiser Alexander will diese Gelegenheit, euch Japaner alle nach Japan mit Kriegsschiffen zu schicken, dazu benutzen, um den misslungenen Versuch der Kaiserin Catharina II. zu wiederholen. Alles, was ich euch eben erzählte, habe ich vom auswärtigen Minister Garaf gehört. Der Minister wird euch morgen früh alle zu sich rufen und persönlich mit euch sprechen.“

Am 28. April wurden wir zehn Kameraden zusammen vom Minister Garaf gerufen, und er fragte uns, ob wir nach der Heimat wieder zurückkehren möchten oder nicht. Unsere Antwort lautete: „Tsudayu und fünf andere Kameraden wünschen, nach der Heimat zurückzukehren, die übrigen vier dagegen nicht.“ Der Minister Garaf setzte hinzu: „Unser Kaiser wird euch nächstens alle in Audienz empfangen. Ihr sollt dann alles, was ihr wollt und wünschet, dem Kaiser sagen. Der Tag, an welchem ihr vom Kaiser empfangen werdet, wird in einigen Tagen bestimmt werden. Ich werde es euch mitteilen.“

Dann hat der auswärtige Minister Garaf am 1. Mai 1803 uns schriftlich folgendes mitgeteilt:

„S. M. Kaiser Alexander will am 16. dieses Monats alle hier weilenden Japaner in Audienz empfangen. Der Kaiser wünscht sehr, euch alle in japanischer Tracht zu sehen. Ihr sollt euch also mit allen Kräften bemühen, unseren Kaiser ganz zufrieden zu stellen, indem ihr bei der Audienz eure Nationaltracht tragt. Alle Stoffe dazu könnt ihr nach euren Wünschen von den Beamten bekommen.“

Nach diesem schriftlichen Befehle haben wir mit grosser Schwierigkeit unsere Nationaltracht, Stiefel etc. machen lassen, da wir damals leider kein einziges aus der Heimat mitgebrachtes Kleidungsstück mehr hatten. Die Haare in der Mitte des Kopfes haben wir miteinander scheeren lassen und die Haare an den beiden Seiten oben auf dem Hinterkopfe festgebunden, ganz wie in der Heimat.

Vormittags am 16. Mai haben wir die grosse Ehre gehabt, dass wir von den fünf auswärtigen Beamten zum kaiserlichen Palast geführt und vom Kaiser ganz freundlich und gut empfangen wurden. Wir sassen dem Alter nach im Saale des Palastes und warteten etwa eine halbe Stunde. Nun kam der auswärtige Minister Garaf mit zwei feingekleideten Herren und sieben Damen zu uns. In diesem Augenblicke wollten wir nach unserer Sitte mit unserer Stirn den Boden berühren, um ganz höflich zu grüssen, doch hielten viele Beamte uns auf und sagten:

„Ihr braucht beim Grüssen mit eurer Stirn

nicht den Boden zu berühren, sondern grüsst nach der russischen Sitte stehend!“

Die älteste Dame kam näher zu uns und sagte:

„Dies hier ist mein Sohn, der Kaiser Alexander, der 45 Jahr alt ist, der andere ist sein Bruder Konstantin. Jene Dame, die in der Mitte unter den fünf Damen sitzt, ist die Kaiserin, aus Deutschland gebürtig; die anderen Damen sind Hofdamen.“

Dann kamen der Kaiser und sein Bruder Konstantin näher zu uns. Der Kaiser fragte uns, ob wir nach Japan wieder zurückkehren möchten oder nicht.

Darauf antworteten Tsudayu, Gihei, Sahei und Tajuro, dass sie mit Hilfe des Kaisers nach der Heimat möchten. Aber Mojuro und Minosuke, welche sich auch anfangs entschlossen hatten, nach der Heimat zurückzufahren, antworteten, dass sie mit den andern zusammen in Petersburg bleiben möchten.

Da sagte der Kaiser zu uns: „Das ist recht, dass ihr wieder eure Heimat sehen wollt. Seid ruhig, ich werde euch eure Verwandten und Bekannten in der Heimat in einem Jahre wieder sehen lassen!“

Der Kaiser hat jedem von uns, der nach der Heimat zurückzukehren wünschte, 20 Stück Goldmünzen und eine Taschenuhr geschenkt. Des Kaisers Bruder fragte uns nach unserer Religion; doch sagte ihm des Kaisers Mutter, danach brauchte man uns jetzt nicht zu fragen. Die Kaiserin hat, aber mit uns kein Wort gewechselt.

Nach der Audienz beim Kaiser wurden wir von einigen Beamten an den Fluss Newa, wo man zum erstenmale in Russland einen Luftballon versuchte, geführt. Wie gross war die Freude und Bewunderung der unzähligen Zuschauer über die neu erfundene Luftschiffahrt!

Bis zur Abreise wurden wir alle vier Wochen lang trotz unseres niedrigen Standes als seltene Gäste von der Regierung ganz freundlich und unbeschreiblich gut behandelt.

IV.

Von Petersburg nach Japan.

Es war am 11. Juni 1803, als wir nach dem Befehle des auswärtigen Ministers Garaf den kaiserlichen Gesandten Resanoff, der uns diesmal nach Japan mitnahm, besucht haben. Er hat uns die Kleidung und sonstiges, was wir auf der einjährigen Reise gebrauchten, geschenkt. Am anderen Morgen haben wir vier Kameraden von den anderen sechs Kameraden, die in Russland bleiben und russische Unterthanen werden wollten, mit den bittersten Thränen ewigen Abschied genommen. Dann haben wir uns mit dem Dolmetscher Shinso und den drei

auswärtigen Beamten in ein kleines Schiff eingeschifft und sind den Fluss Newa abwärts in einen von der Stadt 25 Werst entfernten Hafen Kronstadt gelangt. Dort haben wir uns in das grosse Kriegsschiff „Nadeschda“, welches uns nach Japan mitnahm, eingeschifft. Das Kriegsschiff „Nadeschda“ war etwa 70 m lang und 24 m breit und hatte 36 Kanonen, 40 Matrosen und 20 Beamte ausser dem Gesandten Resanoff und unseren vier Kameraden. Nach unserer Einschiffung kehrte unser Dolmetscher Shinso mit den auswärtigen Beamten nach Petersburg zurück.

Am 16. Juni haben wir Kronstadt verlassen und sind am 7. Juli in den 2400 Werst entfernten Hafen Kopenhagen eingelaufen. Sobald unser Schiff in den Hafen einlief, liess unser Kapitän den ganzen Vorrat von Munition und Patronen ans Land bringen. Auf unsere Frage hat der Kapitän wie folgt geantwortet: „Dieser Hafen ist nicht russischer Hafen, sondern gehört einem anderen Lande, Dänemark. Ohne alle Munition und Patronen den Hafenbeamten zur Aufbewahrung während des Aufenthaltes zu geben, können wir keine Minute hier vor Anker gehen.“ Die Sitten und Gebräuche in diesem Hafen waren denen in Petersburg ähnlich. Die Meeresstrasse zwischen Dänemark und Schweden war so schmal, dass man jeden Abend das Licht auf der anderen Seite sehen konnte. In Kopenhagen hielten wir uns etwa drei Wochen auf und am 27. Juli haben wir es verlassen. Vor der Abfahrt hat unser Kapitän einen Maler und einen Arzt auf das Schiff genommen. Nach der Abfahrt war der Kapitän

wegen der Felsen einige Tage sehr ängstlich. Zu unserem grössten Erstaunen wurden wir plötzlich am Abend des 2. August von einem Kriegsschiffe angeschossen. Der Kapitän fragte mit einer Maschine „Rupie“ sehr laut die Mannschaften desselben, warum sie gegen uns gefeuert hätten.

Die Antwort lautete: „Englisches Kriegsschiff! Zu welchem Lande gehört Ihr Schiff und wozu sind Sie hier auf der Fahrt?“

Unser Kapitän: „Wir sind Russen; wir fahren den kaiserlich. russischen Gesandten nach Japan. Warum haben Sie gegen den russischen Gesandten gefeuert?“

Darauf baten die Engländer unseren Kapitän in grosser Bestürzung um Verzeihung, dass sie aus Missverständniss gegen uns gefeuert hatten. Doch wollte der Gesandte Resanoff dieses nicht annehmen und ging vielmehr selbst auf das englische Schiff. Er schrieb an unseren Kapitän:

„Ich will mit dem englischen Offizier nach London fahren und dort direkt mit dem englischen Admiral wegen der Beschiessung beraten. Fahren Sie gleich nach „Falmouth“ und warten Sie dort auf mich.“

Wir fuhren auch nach Falmouth und erst dort haben wir gehört, dafs der englische König Georg III. mit dem französischen Kaiser Napoleon I. seit dem 18. Mai dieses Jahres (1803) Krieg führte und viele den Franzosen weggenommene Kriegsschiffe gesehen. Nach sieben Tagen kam der Gesandte Resanoff von London zu unserem Schiffe zurück. Nach der Ab-

fahrt aus diesem Hafen haben wir 15 Tage lang gar keine Ufer gesehen und erst am 16. Tage kamen wir zu den Kanarischen Inseln. Die Kanarischen Inseln gehörten zu Spanien, die Bewohner waren ganz nackt; sie bedeckten nur ihre Lenden mit kleinen Tüchern. Sie brachten uns Wein, Birnen, Aepfel, Citronen und noch einige uns unbekannte Früchte; ferner Schweine, Hühner, Ziegen, Gänse und verschiedene Gemüse. Hierbei sahen wir noch, daß man auf dieser Insel dreieckige Mützen trug. Nach einem sechstägigen Aufenthalte haben wir diese Insel verlassen. Bei der Abfahrt feuerten fünf Beamte, die mit den Russen gleiche Tracht, aber dreieckige Mützen trugen, um unsere Abfahrt zu feiern, Salutschüsse ab.

In den nächsten drei oder vier Tagen nach der Abfahrt sahen wir öfters kleine Inseln, doch waren die Ufer vom fünften Tage ab ganz verschwunden; wir sahen gar nichts mehr als Wasser. Täglich wurde es immer heisser, und wir konnten die starke Hitze kaum ertragen; die Hitze war so stark, dass wir uns des Eisberges, den wir vor 14 Jahren im Norden von Kamtschatka gesehen, erinnerten und ihm wieder zu begegnen wünschten. Als wir eines Tages den Aequator erreichten, wurde eine grosse Feier veranstaltet. Nach 45tägiger Fahrt von den Kanarischen Inseln kamen wir am 10. Oktober (1803) an eine Insel St. Catharina in Brasilien.

Im Hafen von der Insel St. Catharina, sahen wir zwei englische und zwei andere fremde

Schiffe, ferner unzählige kleine Boote der Eingeborenen. Die Hautfarbe der letzteren war schwarz, wie die der Neger der Kanarischen Inseln in Afrika; sie gingen barfuss und trugen eine kurze Hose; die Haare waren ganz kraus und die Augen ganz schwarz. Die Frauen trugen auf dem Rücken ein sehr bunt bemaltes Tuch und sehr breite Hosen. Die Männer und Frauen kauten immer ein dem Kieferharze ähnliches, schwarzes Material; deshalb waren ihre Zähne ganz schwarz, wie die der verheirateten Frauen in unserer Heimat Japan. Wie wir hörten, war eine Stadt, die über 1000 steinerne Häuser hatte, vom Hafen etwa 20 Werst entfernt. Die Eingeborenen essen keinen Reis, sondern meistens Maismehl mit warmem Wasser. Die spanischen Münzen waren hier im Verkehr.

Am 27. Dezember 1803 verliessen wir die Insel St. Catharina und fuhren über Feuerland um das Kap Hoorn herum. Nun mussten wir nach der nördlichen Richtung fahren, doch wurden wir leider wegen des starken Sturmes, welcher ein Gegenwind war, gezwungen, zwecklos nach Süden zu fahren. Am Anfang März 1804 hat es zu unserem grossen Erstaunen sehr stark geschneit, obgleich es bis vor wenigen Wochen unerträglich heiss war. Alle Mannschaften waren um ihr Leben sehr besorgt und sagten uns:

„Es ist uns fast unmöglich, dass wir wieder unsere Heimat sehen können, weil wir eben nahe dem 70. Grade südl. Br. sind. Dort sind sehr viele

Eisberge, und können wir gar nichts anderes machen, als zwischen den Eisbergen vor Kälte und Hunger sterben.“

Wie grossartig waren unsere Abenteuer! Vor 14 Jahren sahen wir die Eisberge am Nordpol, voriges Jahr waren wir auf dem Aequator und nun nahe schon dem Südpol in Lebensgefahr! Unser Schicksal war aber noch nicht vollendet, sondern wir wurden wieder glücklich. Der Wind änderte sich plötzlich nach Norden, und daher kamen wir mit vollem Winde am 15. April 1804 an eine der Marquesas-Inseln ($7\frac{1}{2}^{\circ}$ südl. Br.). Wir waren damals so fröhlich, dass wir vor Freude nicht an die Decke, sondern noch höher, an den Himmel springen wollten. Als wir an dieser Insel ankamen, schwammen etwa 300 Frauen und Männer uns entgegen. Viele von den Frauen trugen auf dem Rücken ganz junge Kinder. Sie brachten uns Fische und Früchte und wünschten, Eisenstücke dagegen einzutauschen. Da Eisen auf dieser Insel gar nicht vorhanden war und unser Kapitän die bekannte Geschichte des Kapitäns Cook im Jahre 1774 gut kannte, hatte er vor dem Ankern alte Eisenstücke sammeln lassen und war den Eingeborenen gegenüber sehr vorsichtig.

Die Eingeborenen haben vor 30 Jahren die Eisen vom Schiffe „Resolution“, dessen Kapitän der bekannte Cook war, weggenommen und daher kam der heftige Kampf zwischen den Eingeborenen und der Schiffsmannschaft. Da die Eingeborenen jenen heftigen Kampf noch nicht vergessen hatten, waren

sie uns Fremden nicht freundlich gesinnt. Wir haben beim Ankommen die Früchte und Fische, welche viele schwimmend in ihren Händen trugen, bekommen, *doch konnten wir mit jenem geringen Proviant gar nichts machen. Wir mussten hier Proviant bekommen, doch hatte der Kapitän aus Aengstlichkeit vor den Eingeborenen niemanden landen lassen. So verbrachten wir kummervoll hier etwa zehn Tage.

Da fügte es sich sehr glücklich, dass zwei weissfarbige, von den Eingeborenen ganz verschiedene Männer, zu uns kamen und folgendes erzählten:

„Wir sind ein Engländer und ein Franzose; vor 10 Jahren litten wir Schiffbruch und landeten an dieser Insel. Seitdem leben wir als die Geliebten der Königin auf dieser Insel. Wir beide haben uns entschlossen, als die geliebten Männer der Königin ewig bei ihr zu leben.“

Der Kapitän fragte sie, auf welche Weise er Proviant bekommen könnte und bat dringend um Beschaffung desselben. Sie antworteten: „Seit dem Kampfe mit dem Kapitän Cook sind die Eingeborenen sehr ängstlich und den Fremden feindlich gesinnt. Wir wissen kein anderes Mittel, als dass Sie möglichst viele Mädchen und Frauen eine Nacht auf das Schiff nehmen und sie mit den Leuten des Schiffes Freundschaft schliessen lassen, sie die ganze Nacht verweilen lassen und sie den anderen Morgen mit kleinen Geschenken, Eisenstücken, zurückschicken. Da die Mädchen und Frauen sehr grosse

Lust haben, mit den Fremden Liebesverhältnisse einzugehen, wie wir beide mit der Königin, so wollen wir uns darum bemühen, wenn Sie wollen.“

Unser Kapitän freute sich sehr darüber und bat die beiden darum. Die letzteren verliessen das Schiff. Darauf kamen viele Weiber zu uns und blieben mit grosser Freude die ganze Nacht auf dem Schiffe. Am anderen Morgen gingen sie mit den geschenkten Eisenstücken ganz zufrieden ans Land. Dies wirkte in der That und wir haben an demselben Tage reichlich Proviant eingetauscht. Bis zu unserer Abfahrt blieben die Weiber ganz zufrieden bei uns und besorgten uns alles, wie unsere Frauen.

Am 29. April 1804 haben wir die Marquesas-Inseln verlassen und am 21. Mai kamen wir an die Sandwichinseln. Während unseres Aufenthaltes an dieser Insel waren wir nur am Tage dicht am Ufer, aber bei Nacht vom Ufer ziemlich weit entfernt, weil viele Franzosen, die den Russen sehr feindlich waren, sich auf dieser Insel befanden.

Anfang Juni verliessen wir die Sandwichinseln und kamen nach dreiwöchentlicher Fahrt wieder an die russische Halbinsel Kamtschatka, wo wir vor 14 Jahren einmal waren. Am 7. August verliessen wir Kamtschatka und um Mittag am 6. September 1804 kamen wir in unseren Hafen Nagasaki, von dem wir 15 Jahre entfernt gewesen waren.

V.

Die Abweisung Resanoffs.

Es war am 6. September 1804, als wir zu unserer grossen Freude von den Schiffsleuten hörten, dass die vor uns liegende Insel Iwogashima bei Nagasaki sei. Da diese Küste den Schiffsleuten nicht gut bekannt war, fuhren wir aus Vorsicht sehr langsam. In diesem Augenblicke kam ein Boot mit zwei von unseren Beamten an Bord zu uns; da rief der Gesandte Resanoff uns zu: „Da kommen Eure Beamten! Ihr müsst gleich auf Deck gehen und Eure Erlebnisse ihnen erzählen.“

Nun warteten wir auf sie. Beim ersten Anblicke waren wir so fröhlich, dass wir vor grosser Freude nicht wussten, was wir zuerst erzählen sollten. Da kamen die Beamten aufs Schiff und wunderten sich sehr über uns und fragten, warum wir trotz des strengsten Verbotes nach dem Auslande gereist seien. Da wir sowohl vor Freude über die Rückkehr nach der Heimat, als auch aus Angst vor Strafe auf ihre Frage nicht antworten konnten, zeigten wir unsere Reisepässe von Sendai nach Yedo, welche wir von unserem Daimio in Sendai vor 15 Jahren bei der Abfahrt nach Yedo zum Reisetransporte erhalten hatten.

Da sagten die Beamten zu uns: „Es ist so gut.

Seid ganz ruhig und antwortet auf unsere Frage über die Reisepässe!“

Jetzt erst beruhigten wir uns etwas und erzählten unsere Geschichte kurz und einfach. Da sagten die Beamten zu uns: „Sagt Eurem Kapitän, dass er am Eingange des Hafens Nagasaki vor Anker liegen und dort unseren Bescheid abwarten soll.“

Nach zwei Stunden kamen die Hafenbeamten Kakuzayemon Yukikata und Sahioye Kikutsu mit dem holländischen Kapitän Toff, einem holländischen Beamten und einigen japanischen Dolmetschern für die holländische Sprache auf unser Schiff. Da sagte der Gesandte Resanoff zu uns: „Ihr müsst die in Petersburg gemachten japanischen Kleider anziehen und uns bei der Unterhandlung mit den japanischen Beamten helfen.“

Die Beamten fragten den Gesandten: „Aus welchem Lande bist Du hierher gekommen?“ Der Gesandte: „Wir sind Russen.“ — Die Beamten: „Wozu seid Ihr hierher gekommen?“ — Der Gesandte: „Um drei Briefe und Geschenke an den Shogun in Yedo zu überreichen.“ — Die Beamten: „Als die Russen vor einigen Jahren nach Hakodate auf Jesso kamen, haben wir ihnen ein Schreiben gegeben. Hast Du jenes Schreiben mitgebracht?“ — Der Gesandte: „Ja, hier.“ Dann zeigte er ihnen jenes Schreiben. — Die Beamten: „Wann habt Ihr Russland verlassen und durch welche Länder seid Ihr gereist? Ihr sollt das ganz genau erzählen!“ — Der Gesandte: „Bitte, lesen Sie dieses Schreiben! Ich habe alles darin niedergeschrieben.“

Die Beamten: Gieb uns die Briefe an den Shogun in Yedo!“ — Der Gesandte: „Ich will dem Shogun in Yedo diese Briefe selbst aushändigen. Nicht Ihnen, sondern nur dem Adressaten werde ich sie geben.“ — Die Beamten: „Gieb uns dieses Schreiben, das Ihr vor einigen Jahren in Hakodate von uns erhalten habt, zurück!“ — Der Gesandte: „Ausser dem Kaiser oder Shogun werden wir es niemand übergeben.“ — Die Beamten: „Nach unseren Staatsgesetzen müsst Ihr sämtliche Waffen und alle Munition diesen Abend gleich ans Land bringen; sonst dürft Ihr keine Minute hier vor Anker liegen!“ — Der Gesandte: „Jawohl, aber es ist uns sehr schwer, sie des Nachts auszuschiffen. Wir bitten Sie ganz ergebenst darum, dass Sie bis morgen früh warten.“ Dann fuhr der Gesandte fort: „Vor 15 Jahren sind 16 japanische Seeleute infolge eines Schiffbruches an unserer Küste gestrandet und haben wir diesmal vier von diesen Unglücklichen mitgebracht; andere 6 Japaner ausser den inzwischen gestorbenen blieben vorläufig in Petersburg.“ — Die Beamten: „Warum sind 6 Japaner in Petersburg geblieben?“ — Der Gesandte: „Auf ihren eigenen Wunsch. Ich bitte Sie darum, dass Sie unser Schiff in den Hafen einlaufen lassen. Hier am Eingange sind Wind und Wellen sehr gefährlich, weil unser Schiff auf der Fahrt vom Sturme schon sehr beschädigt ist.“ — Die Beamten: „Es ist nicht leicht das zu erlauben; wir müssen erst den Chef des Hafenamtes fragen.“

Dann fragten die Beamten uns vier Zurückge-

kommenen: „Habt Ihr die Russen um Hilfe für die Rückkehr nach der Heimat gebeten?“ — Wir antworteten darauf: „Wir wurden vom russischen Kaiser Alexander zur Audienz empfangen. Auf die Frage desselben, ob wir nach der Heimat zurückkehren wollten oder nicht, haben wir geantwortet, dass wir Sehnsucht nach der Heimat hätten. Da sagte der Kaiser zu uns, dass er uns zusammen mit seinem Gesandten nach Japan, nach unserer Heimat reisen lassen würde.“ — Die Beamten: „Warum sind Eure 6 Kollegen in Petersburg geblieben?“ — Wir antworteten: „Vor unserer Abreise konnten wir den Aufenthaltsort unserer 4 Kollegen nicht ermitteln, weil Russland ein sehr grosses Reich ist. Den anderen beiden sind damals Hände und Füsse erfroren, deshalb waren sie gezwungen, sich dort zu ernähren.“

Bei der Unterhandlung mit den Beamten sass der Gesandte auf einem Stuhle, während der holländische Kapitän neben den Beamten stand. Es schien uns, als ob der holländische Kapitän sich beim Anblicke der Uniform des Gesandten vor ihm sehr fürchtete. Andererseits sprach der Gesandte zu einem Schiffsbeamten: „Dieser Holländer ist aus so niedrigem Stande, dass wir mit ihm nicht zusammen in einem Zimmer sitzen können. Nehmen Sie ihn oben auf Deck mit, bis wir etwas Wichtiges erledigt haben werden.“

Sobald der Holländer den Gesandten so sprechen hörte, ging er auf das Deck. Kurz darauf kamen wir nach unserer Kajüte zurück; deshalb haben

wir nicht gehört, worüber der Gesandte sich mit den Beamten eine Stunde lang unterhalten hat. Es dauerte etwa eine Woche, Pulver, Gewehre, Segel, Anker, Taue und alle anderen Schiffsgeräte ans Land zu bringen. Der erste strenge Beweis von Misstrauen ward den Russen dadurch gegeben, dass selbst die Jagdgewehre der Offiziere, unter denen einige sehr kostbare waren, ihnen abgenommen wurden. Erst nach viermonatlichen Bitten und Vorstellungen erlaubte der Haupthafenbeamte, dass die Flinten der Offiziere zum Reinmachen abgeliefert würden. Wie wir hörten, waren die meisten davon aber schon für immer verdorben. Der Verkehr mit den in Nagasaki sich aufhaltenden Holländern war den Russen streng verboten; der Spaziergang auf den Strassen auch. Wenn wir es kurz und einfach sagen wollen, so lebten die Russen während ihres halbjährigen Aufenthaltes (vom Anfang September 1804 bis Mitte April 1805) wie Gefangene.

Unter den vielen kostbaren Sachen, die der russische Kaiser als Geschenk an den japanischen Kaiser den Gesandten Resanoff mitnehmen liess, war ein grosser, prachtvoller Spiegel, welcher 1 Sio, 5 Schaku (etwa 5 m) breit, 4 Ken (etwa 8 m) lang und $4\frac{1}{2}$ Sun ($\frac{1}{7}$ m) dick war. Da man diesen grossen Spiegel nicht in das Packhaus hineintragen konnte, hat man endlich den Eingang desselben niedergerissen und den Spiegel erst quer hinein getragen.*)

* *) Davon schreibt der Kapitän Krusenstern in seinem Werke „Reise um die Welt“, gedruckt in Petersburg im Jahre 1810, Bd. I, S. 392 bis 394 wie folgt:

Nachdem die Beamten alles hatten ausschiffen lassen, sagten sie zu dem Gesandten und dem Kapitän: „Wir haben vor einigen Tagen einen Eilboten nach Yedo an den Shogun geschickt, um Bescheid zu bekommen, wie wir mit euch verfahren sollen. Von hier bis nach Yedo sind 400 Ri (1,600 Werst = etwa 1,800 km), und unser Eilbote wird die grosse Strecke bei Tag und Nacht laufen. Vor 100 Tagen können wir die Antwort des Shoguns kaum erhalten. Ihr müsst ganz ruhig etwa vier Monate darauf warten.“

So brachten wir auf dem Schiffe etwa drei

Für die grossen Spiegel hatte man zwei Lastböte aneinander befestigt, über beide eine Plattform von dicken Brettern gelegt, die mit den feinsten Matten bedeckt waren, und noch zum Ueberflusse war eine Decke von rotem Tuche darüber ausgebreitet. Ich überredete sie, wiewohl vergebens, diese kostbaren Decken wegzunehmen, da die Spiegel dadurch um nichts besser plaziert wären; die Ehrfurcht aber vor allem, was nur den geringsten Bezug auf den Kaiser hat, ist in Japan zu gross, als dass man auf meinen ökonomischen Rat Rücksicht genommen hätte. Auch trat eine Wache von Soldaten sogleich an Bord und stellte sich bei den Spiegeln hin.

Ich fragte einen von den Dolmetschern, auf welche Art man diese grossen Spiegel nach Yeddo transportieren würde. Er antwortete mir, man würde sie hintragen lassen, worauf ich erwiderte, dass mir dieses nicht thunlich zu sein schiene, da die Entfernung so gross sei und jeder Spiegel wenigstens 60 Personen erforderte, die alle halbe Meilen gewiss abgelösst werden müssten. Allein er antwortete mir, dass für den Kaiser von Japan nichts unmöglich sei, und zum Beweise dieser Behauptung erzählte er, dass vor zwei Jahren der chinesische Kaiser dem Kaiser von Japan einen lebendigen Elephanten zum Geschenke gemacht habe, welcher von Nagasaki nach Yeddo getragen worden sei.

Monate, wie Gefangene, ganz kummervoll zu. Die dringendste Bitte des Gesandten, wegen der Krankheit ans Land zu gehen, wurde erst am 27. November erfüllt. Da gingen wir, mit dem Gesandten, Beamten, Koch und Diener, im ganzen 20 Leute, ans Land, Mumegasaki, wo man dem Gesandten eine sehr anständige Wohnung anwies, auf einer an schönen Ansichten reichen Landspitze, so nahe am Ufer des Meeres, dass das Wasser zur Zeit der Flut bis unter die Fenster stieg. Die Landseite war mit der nämlichen Vorsicht verwahrt. Eine stark verschlossene Pforte war die Grenze eines sehr schönen, aber kleinen, zur Wohnung des Gesandten gehörigen Hofes. Eine Reihe von Wachthäusern umgab das Haus des Gesandten vielfach sehr stark, und wir konnten in keinem Falle in der Strasse spazieren gehen, wie sehr auch der Gesandte darum zur Erholung dringend bat. So war der 20. Dezember gekommen, als man uns benachrichtigte, dass ein Kourier des Shoguns aus Yedo mit dem Befehle eingetroffen sei, die „Nadeschda“ nach dem inneren Hafen von Nagasaki zu führen, damit sie ausgebessert werden könne.

Am anderen Morgen früh kam der Kourier, Namens Toyama Kinschiro, mit zwei Begleitern, Hida Bungo-no-Kami, Narisse Inaba-no-Kami, und vielen Hafenbeamten zum Gesandten. Der Kourier Toyama schlug die durch den Gesandten Resanoff vorgetragene Forderung des russischen Kaisers Alexander I. ab und gab dem Gesandten folgendes Schreiben:

„Wir haben seit alters her vielen Verkehr mit

überseeischen Ländern, aber keinen Vorteil davon gehabt. Deshalb haben wir unseren Kaufleuten streng verboten, nach dem Auslande zu fahren. Auch soll es ausländischen Schiffen erschwert werden, in unsere Häfen einzulaufen. Wir lassen Chinesen, Koreaner und Holländer bei uns Handel treiben, aber nicht des Vorteils wegen, sondern aus alter Freundschaft. Die Beziehungen zu Ihrem Lande sind ganz andere, als zu den oben erwähnten Ländern. Wir haben seit alters her keinen Verkehr mit Russland gehabt. Der russische Gesandte hat vor einigen Jahren ganz unerwartet nach Matsumaye (jetzige Stadt Fukuyama) auf Jeso unsere an der Küste ihres Landes gestrandeten Landsleute mitgebracht und uns Handel und Verkehr angeboten. Dieses Mal bitten Sie uns darum, wie das letzte Mal, indem sie auch unsere Landsleute aus Petersburg mitbrachten. Obgleich wir wissen, dass Ihr Wunsch auch dieses Mal sehr dringend ist, so haben wir uns doch nach der Mitteilung unseres Staatsrates entschlossen, nicht mehr von Handel und Verkehr mit Russland zu sprechen. Wir haben schon lange unser Reich vor Fremden verschlossen (einige Länder ausgenommen), aber wir wissen, wie man mit den Fremden verkehren soll. Wir sind dessen eingedenk, dass es für uns keinen Zweck hat, weil die ausländischen Sitten und Gebräuche ganz andere als die unseren sind.

2450 Jahre lang hat unser Reich ohne Verkehr mit den vielen Ausländern bestanden, und dadurch ist es unser Staatsgesetz geworden, unser Land

auch fernerhin vor den Fremden fest zu verschliessen. Um eines einzigen Reiches, nämlich Ihres Reiches willen, können wir unsere Gesetze jetzt nicht ändern. Wir haben bisher mit einem Worte, „Rei“, d. h. Tugend, unser Reich erhalten, und kein fremdes Reich hat unser Land erobert. Wir müssten ferner unseren Gesandten nach ihrer sehr weit entlegenen, hoffnungslosen Hauptstadt St. Petersburg mit Gegengeschenken entsenden, wenn unser Kaiser die Geschenke des russischen Kaisers annehmen würde. Nehmen Sie sie wieder mit nach St. Petersburg zurück. Unser Kaiser will sie lieber nicht annehmen*).

Der Handel mit dem Auslande würde es mit sich bringen, dass wir unsere werthvollen Sachen gegen wertlose eintauschen. Das würde eine unkluge Politik für unser Reich bedeuten. Nach und nach würden wir unsere guten Sitten und Gebräuche in Unordnung bringen und schliesslich in grofse Not verfallen. Sowohl Handel als auch Verkehr mit dem Auslande ist nach unseren Gesetzen sehr streng verboten. Demgemäss müssen wir Ihre Wünsche vollständig abschlägig bescheiden.

Deshalb kommen Sie nicht mehr wieder ver-

*) Bei Krusenstern lautet diese Stelle so: Die Ursachen, die der Bevollmächtigte anführte, warum man Geschenke nicht annehmen könne, waren, dass in diesem Falle auch der Kaiser von Japan dem Kaiser von Russland Gegengeschenke machen und dieselben ebenfalls mit einem Gesandten nach St. Petersburg abschicken müsse, nach den Reichsgesetzen es aber verboten wäre, dass irgend ein japanischer Unterthan sein Vaterland verliesse.

geblich zu uns, weil wir nichts mehr mit Ihnen zu verhandeln haben!“

Während des halbjährigen Aufenthaltes erhielt der Gesandte alle unentbehrlichen Speisen und Getränke auf seinen Wunsch von den Beamten täglich ohne irgend ein Hindernis. Unter diesen haben die Russen Schoyu (japanische Sauce, Soya aus Bohnen und Salz) sehr gern genossen, aber Misso und Narasuke haben ihnen gar nicht gefallen, obgleich die beiden letzten uns Japanern sehr wohlschmeckend erschienen. Unsere Nationaltracht aller Stände, Häuser, Hütten, Vögel, Tiere, Pflanzen, Schiffe und alles, was den Russen unter die Augen kam, haben sie gezeichnet und dazu unsere Benennungen geschrieben. Dabei hat Dr. Langendorf sich besonders Mühe gegeben; er war nicht nur ein bedeutender Maler, sondern auch ein grosser Kenner vieler fremder Sprachen.

Obgleich wir so nach 15 Jahren, in denen wir unsägliche Mühsal erlitten hatten, nach der Heimat zurückkamen, mussten wir doch beim Gesandten wie Gefangene unter strengster Bewachung bleiben. Inzwischen war unser Kollege Tazuro sehr bekümmert, weil es ihm zweifelhaft erschien, ob wir unsere lieben Frauen und Kinder wiedersehen würden, oder ob wir gar wegen der Auswanderung nach dem Auslande würden hingerichtet werden. Aus diesem Beweggrunde reifte der Entschluss zu einer Verzweiflungsthat mehr und mehr in seiner Seele.

Es war am 16. Januar im Jahre 1805, als Tazuro mit einem Küchenmesser seine Zunge abgeschnitten

und dann seinen Hals durchzuschneiden versuchte, aber daran von unseren Wachen verhindert ward. Die Wunde war indess nicht lebensgefährlich, aber er konnte leider nicht mehr sprechen und essen, weil er seine Zunge abgeschnitten hatte. Wir drei Kollegen haben bei Tag und Nacht diesen Unglücklichen gepflegt. Wie sehr Dr. Erpenberg und Dr. Langendorf sich gemeinsam bemühten, diesem Unglücklichen, Tazuro, das Essen zu ermöglichen, war doch alles vergeblich; endlich gelang es unserem Dr. Kosai Yoshii, Tazuro, der 30 Tage lang gehungert hatte, das Essen zu ermöglichen. Ueber diese ausgezeichnete Heilung des Dr. Kosai Yoshii haben nicht nur beide russische Doktoren, sondern auch alle Russen sehr gestaunt.

Gleich zu Anfang unserer Ankunft in Nagasaki hatte der Bugyo (Hafendirektor) den Gesandten darum gebeten, uns vier aus Petersburg mitgebrachten Japaner ihm zu überliefern; dieses ward aber verweigert, weil der Gesandte selbst uns dem Kaiser oder dem Shogun vorzustellen beabsichtigte. Einige Wochen später ward diese Bitte erneuert, aber wieder abgeschlagen. Damals sprach der Gesandte zu uns: „Seid ruhig und wartet auf günstigere Zeiten, sonst werdet Ihr Euren Kopf verlieren.“

Jetzt bei dem unerwarteten Selbstmordversuche des Tazuro erging eine Bitte von Seiten des Gesandten an den Bugyo, uns Japaner ihm abzunehmen, allein der Gesandte erhielt nun die Antwort: dass, da der Gesandte uns zur Zeit nicht habe

hergeben wollen, als der Bugyo ihn zweimal darum bat, der Gesandte uns noch länger behalten möge; indess dem Gesandten liess der Bugyo versprechen, dass ein Kourier deshalb nach Yedo abgeschickt werden sollte..

Erst am 18. April 1805, an welchem der Gesandte von Nagasaki abfuhr, haben wir das Haus des Gesandten verlassen. Beim Abschiede sagte der Gesandte zu uns:

„Unsere Wünsche und unsere für den japanischen Kaiser bestimmten Geschenke wurden abgeschlagen. Unser vom Sturme beschädigtes Schiff Nadeschda ist schon zur Weiterfahrt repariert. Wir haben hier nichts mehr zu thun; deshalb wollen wir von Euch heute Abschied für immer nehmen. Wir möchten Euch zur Erinnerung an uns etwas Schönes schenken, doch wird es nicht erlaubt werden. Doch, wenn es eine Kleinigkeit ist, wird es nicht gefährlich sein. Was wünscht Ihr?“

Darauf antworteten wir:

„Wir wissen nicht, wie wir Ihnen für Ihre bisherigen Wohlthaten danken sollen. Was sollten wir uns von Ihnen als Geschenk wünschen?“

Da sprach der Gesandte darüber zum Beamten, und der letztere hat ihm erlaubt, eine ganz geringe Kleinigkeit uns zum Andenken zu schenken. Nun schenkte uns der Gesandte trotz unserer Weigerung eine Rolle feine Tuche. Dieses Tuch haben wir später bei der Ankunft in Yedo dem Beamten geschenkt. Beim Einschiffen hat der Gesandte uns folgendes gesagt, indem er vor tiefer Betrübniß am

Ufer mit den Füßen kräftig aufstampfte: „Ach, in dieser Welt werden wir Euch wohl nicht mehr wiedersehen, hoffentlich aber im Jenseits.“

Dabei rollten dem Gesandten unaufhörlich Thränen an den Wangen herab. Wie sehr er auch vor der Abfahrt den Bugyo darum bat, einen Schutzbrief für die Fahrt an der japanischen Küste zu bekommen, so war seine Bitte doch umsonst. Einen Tag vor seiner Rückfahrt hat der Gesandte die Lebensmittel auf zwei Monate — 2000 Säcke Salz, jeden von 30 Pfund, und 100 Säcke Reis, jeden zu 150 Pfund, nebst 2000 Stücken Capock oder seidene Watte, das erstere als Geschenk für die Mannschaft, letztere aber als Geschenk für die Offiziere bestimmt, vom Bugyo erhalten.

Nach dringenden Bitten und wiederholten Vorstellungen wurde es endlich dem Gesandten erlaubt, sieben japanischen Dolmetschern sieben verschiedene Sachen zu schenken. Diese bestanden in einem Spiegel, einem Stück Tuch, einer Glaslaterne, einem Stück „Glacet“, einem Paar Girandolen, einem Paar marmorner Tische und einem marmornen Waschbecken.

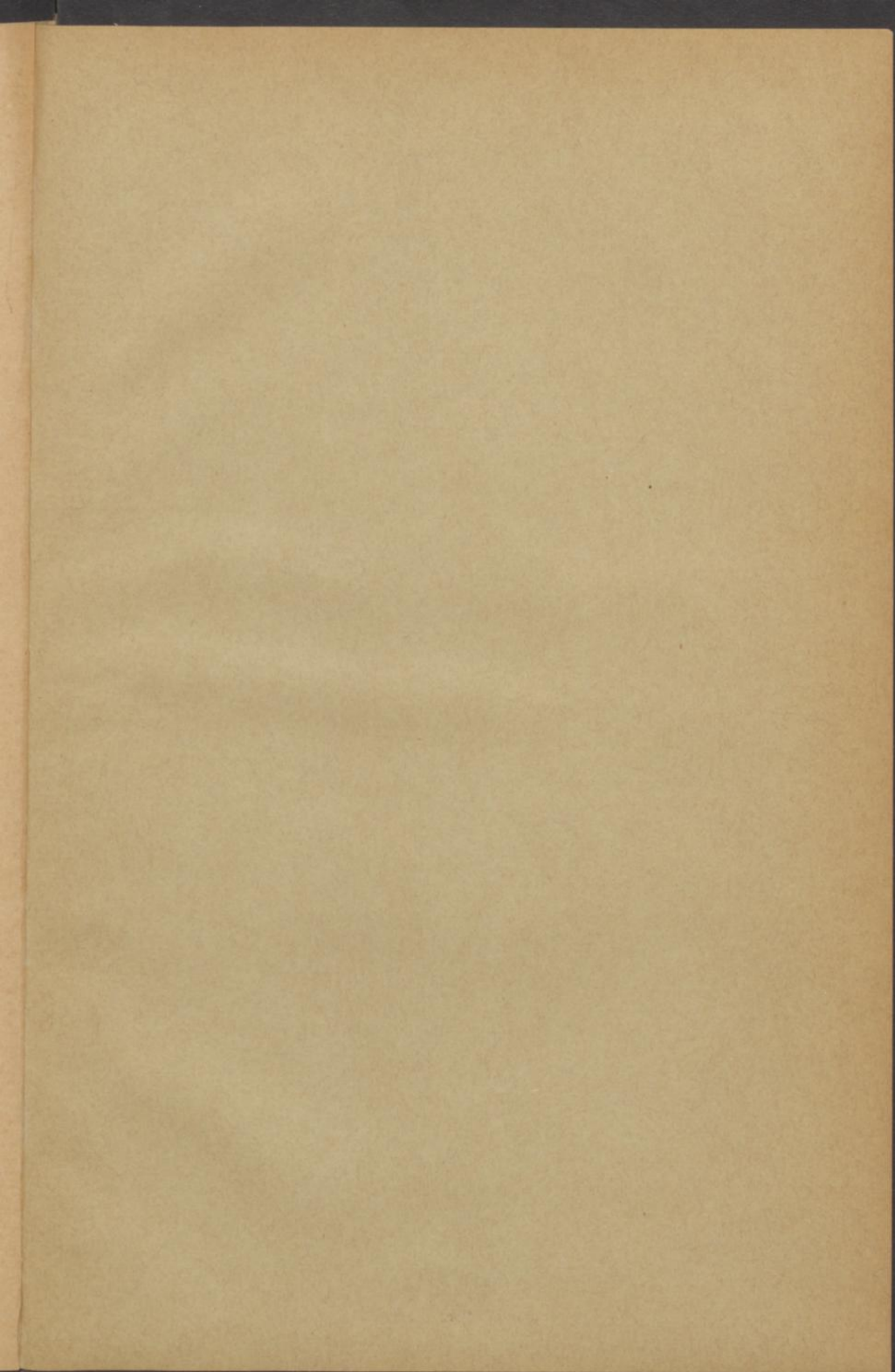
Sobald wir vor dem Hause des Gesandten unter Thränen die Nadeschda abfahren gesehen hatten, wurden wir ins Gefängnis geworfen. Der Gefängnisbeamte befahl uns gleich, Fumi-Ye (Fumi = mit Füßen treten; Ye = Bild), d. h. mit Füßen auf das Krucifix zu treten. Diejenigen, die aus dem Auslande zurückkamen, mussten das Bild des Christus mit Füßen treten, weil die christliche Religion bei

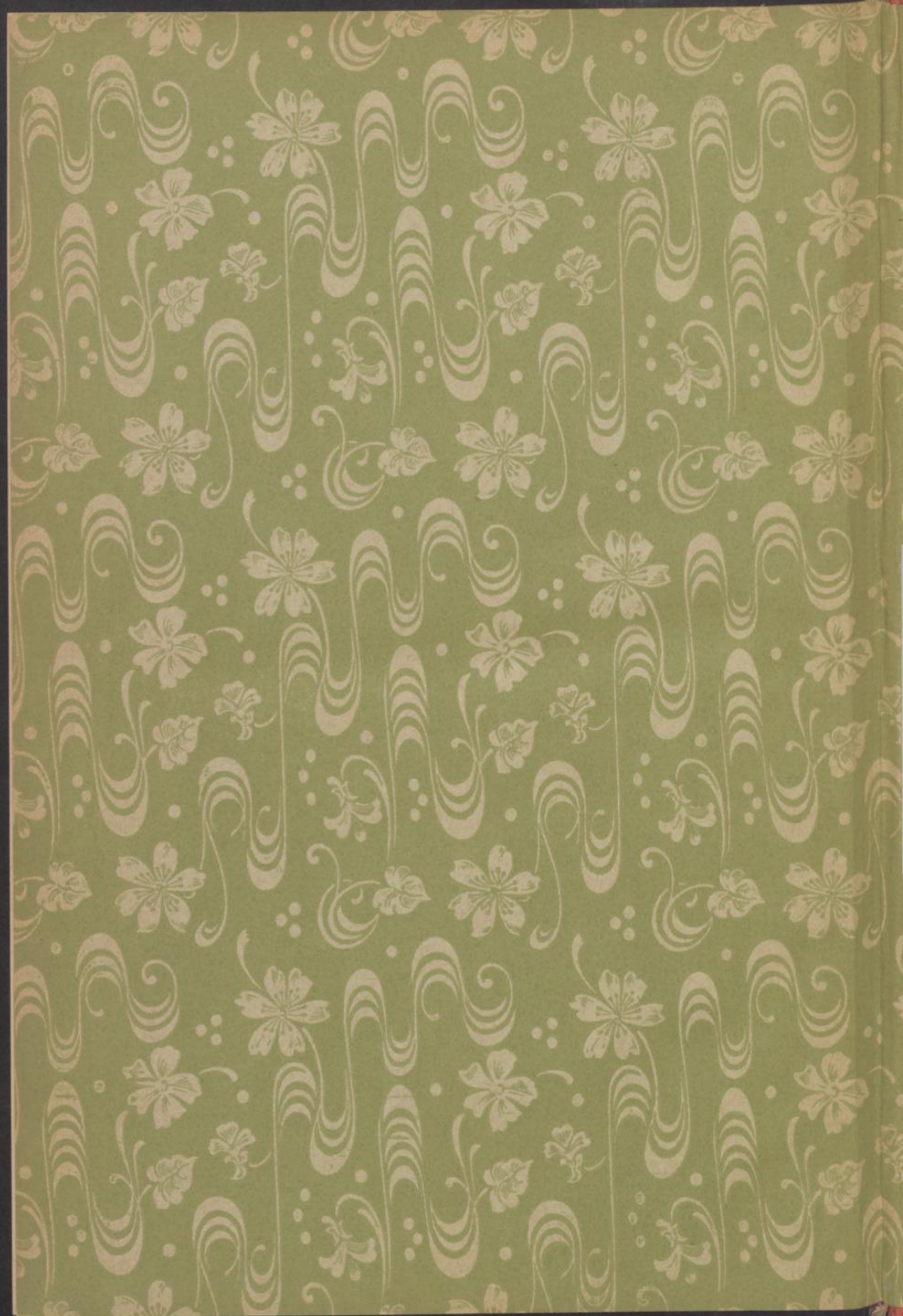
Todesstrafe verboten war. Nach etwa einem halben Jahre wurden wir erst nach Yedo geschickt und wieder in das dortige Gefängnis geworfen; aber wir wurden gleich frei gelassen.

Wie gross war unsere Freude, als wir in unserer Heimat Sendai unsere lieben Frauen und Kinder wiedersahen! Das war unbeschreibbar, weil wir es garnicht mehr zu hoffen gewagt hatten.



1936, 633.





ETH Zürich Bibliothek

0060/1 11405

BUCHKARTE
Bitte nicht herausnehmen!

db 4/81

Abt.	T	Nummer	U	Band	Teil	Aufl.	E	S
8		810055	9*					

Chr. Otto Vogel, Berlin SW.